

Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 40 (1900)
Heft: 40

Artikel: Johann Adam Pupikofer : Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung [Fortsetzung]
Autor: Meyer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann Adam Pupikofer.

Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung
von Dr. Johannes Meyer.
(Fortsetzung.) *)

In der gemeinnützigen Gesellschaft hatte im Frühling des Jahres 1823 Dr. Scherb von Bischofszell die Gründung eines Kantonsspitals angeregt, und sie war dort auf fruchtbaren Boden gefallen. Es handelte sich nur darum, das Geld dafür herbeizuschaffen. Man nahm zu diesem Zwecke die Beihilfe des Staates, der Gemeinden und Liebessteuern wohlthätiger Privatleute in Aussicht; allein die ökonomischen Verhältnisse dieser drei Faktoren waren noch immer sehr beengt, so daß man sich keine große Hoffnung auf namhaften Erfolg machte. Der Staat besaß fast kein Vermögen und bezog lächerlich kleine Steuern, und die Gemeinden hatten noch von den Kriegsjahren her genug Lasten zu tragen; so blieb nur noch die Privatwohlthätigkeit übrig. Dennoch gab sich besonders Regierungsrat Freyenhuth viel Mühe in den Behörden, um das schöne Werk zu stande zu bringen. Am 27. Mai 1825 wurde der Antrag auf Errichtung einer kantonalen Krankenanstalt im Kl. Rat angenommen und an den Gr. Rat weiter geleitet; dort wurde der Dekretsvorschlag

*) Die früheren Abschnitte erschienen in diesen Thurg. Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, nämlich: Heft 35 (1895), S. 69—154. I. 1797—1815 bis zum Weigang auf das Carolinum in Zürich. — Heft 36 (1896), S. 50—105. II. 1815—1817 Studienjahre in Zürich. — Heft 37 (1897), S. 97—183. III. 1817—1821 Bisar und Pfarrer in Göttingen. — Heft 39 (1899), S. 108—170. IV. 1821—1824 Erste Thätigkeit in Bischofszell.

der Regierung am 10. Juni fast einstimmig angenommen, demzufolge vom Staate ein Beitrag von über 8000 Gulden zugesagt wurde.¹⁷⁷⁾ Am 10. Januar 1826 erließ dann der Kl. Rat einen Aufruf zur Sammlung freiwilliger Beiträge; der Erfolg schlug wider Erwarten gut aus; denn in wenigen Monaten beliefen sich die Unterschriften auf 61 000 Gulden.

Am 30. März 1826 schrieb P. an seinen Schwager Dr. Gabriel Rüesch in Speicher: „Mit unserm Kantonskrankenspitale geht es ziemlich vorwärts. Viele Gemeinden sind zwar schwierig, weil sie denselben nicht in Frauenfeld haben wollen. Andern ist dies gleichgültig, da der Ort, wo die Anstalt hinkomme, immerhin einen Vortheil haben werde, und es allen Gemeinden bis an eine gleichviel sey, wohin sie bestimmt werde. Die neun Regierungsräthe haben 2880 Gulden unterzeichnet, darunter jeder Landammann 500 Gulden und Dr. Freyennuth 1100 Gulden. Die evangelische Gemeinde Frauenfeld brachte 2500 Gulden zusammen, Kurzdorf nicht mit eingerechnet; Gachnang 1800 Gl., worunter das Haus Greuter 800 Gl.; Bischofszell die Stadtgemeinde 1500 Gl.; Hauptwyl 600 Gl., worunter Oberst Bellweger für sich und seinen zu Bischofszell wohnenden Sohn 200 Gl. (!!) Hieraus siehst Du, daß auch die Thurgauer für Gemeinnützigkeit noch einigen Sinn haben. Willst Du nicht Spital-Arzt werden und Dich dafür durch eine schöne Unterschrift empfehlen?“

Aber es dauerte noch bis zum Jahre 1840, bis zu Münsterlingen die geplante Anstalt in Betrieb gesetzt werden konnte.

Manche fanden damals, eine höhere Unterrichtsanstalt wäre noch notwendiger als ein Spital; auch Regierungsrat Freyennuth, der von der Kollekte einen Betrag von 80 000 Gulden erwartet hatte und nun bloß 60 000 Gulden gezeichnet sah trat dieser Ansicht bei; denn er fand, daß es mit dem Unterricht sehr ärmlich stehe, und man in den Gemeinden durchgehends Mangel an fähigen Subjekten zu Vorstehern habe.

177) Auszüge aus Freyennuths Tagebüchern in diesen Beiträgen Hef. 33, S. 64. 92.

Wir Thurgauer, die wir das Karolinum in Zürich besucht hatten, erinnerten uns jetzt lebhaft an das einander gegebene Wort, wir wollten einmal, wenn wir in die dazu geeignete Lage kämen, darauf hinarbeiten, daß eine höhere Schule im Thurgau eingerichtet würde. Dekan Heinrich Kilchsperger in Wigoltingen (geb. 1731, gest. 1815), hatte, obwohl er ein Zürcher war, noch vor 1799, wo er resignierte, zur Gründung einer höhern evangelischen Lehranstalt im Thurgau ein Vermächtnis von 600 Gulden gemacht. Auch Hofrat Dr. Joh. Melchior Aeppli von Dießenhofen (1744—1813) hatte für Schulzwecke seines Heimatkantons im Jahre 1810 ein Legat von 10,000 Gulden ausgezetzt. Aber bis jetzt war noch nichts von einer höhern Lehranstalt in Sicht, wiewohl schon mein Lehrer Gutmann im Jahre 1813 Anregung dazu gemacht¹⁷⁸⁾ und bereits im Jahre 1821 Oberrichter Reinhard von Weinfelden in einer Versammlung der Thurg. gemeinnützigen Gesellschaft für die Einrichtung einer solchen geredet hatte.¹⁷⁹⁾ Jetzt in der Versammlung der gleichen Gesellschaft zu Müllheim den 8. Mai 1826 sprachen zwei Redner über den Gegenstand, nämlich Pfarrer Bornhäuser von Mäzingen und Provisor Mörikofer von Frauenfeld.

Bornhäuser gieng in seinem Vortrage von zwei in einer vorangegangenen Sitzung gemachten Vorschlägen aus, deren einer die Verbesserung des Landbaus, der andre die vervollkommenung des Handwerkerstandes bezweckte. „Wie der Boden schon einer mildern Luft, schon eines höhern Grades von Wärme bedarf, ehe der Weinstock und der Obstbaum gedeihen, so bedarf auch das Volk eines gewissen Grades von Licht und geistiger Wärme, wenn Ge- werbe und Handlung gedeihen sollen. Geistige Kraft besitzt der Thurgauer so gut wie einer; aber sie ist noch nicht geweckt. Diese Kraft wird nur durch zwei Mittel geweckt: durch die Not oder durch die Schule. Wahr ist es: in den letzten zwei Dezennien hat man für unsre Schulen vieles gethan, vielleicht mehr als vorher in zwei Jahrhunderten. Aber das genügt nicht, bei

178) S. diese Beiträge Heft 35, S. 142—145.

179) Ebendas. Heft 39, S. 109 fg.

weitern nicht. Verbesserung des Volksunterrichts, Verbesserung der Lehranstalten, das muß unsre ewige Forderung; unser erstes und letztes Wort seyn.“

„Wie soll man nun diese Verbesserung vornehmen? Soll man die gewöhnlichen Schulen vervollkommen? Soll man ihrem Unterricht Stunden beifügen in Physik und Naturlehre? Dieses Mittel wurde vorgeschlagen. Aber mag es immerhin scheinen, als wäre dies der wohlfeilste und geradeste Weg, dem Volke die erforderlichen Kenntnisse beizubringen: ich möchte ihn doch nicht empfehlen. Wo müßten die Schullehrer selbst sich diese Kenntnisse erwerben? Was man von ihnen¹⁸⁰⁾ erwarten könnte, wäre etwas, aber nicht viel: ein Bißchen theoretisches Bruchwerk, etliche unverstandene Phrasen, wobei sie uns vielleicht an die Sonntagskinder von Schiller erinnern dürften. Soll aber unser Volk dem alten Schlendrian enthoben, soll es geistig geweckt und angeregt werden: dann kann es nicht durch eitlen Wortkram und elende Halbwisserey, es kann bloß durch einen Unterricht geschehen, der selber Geist und Leben ist. Und solch einen Unterricht darf man nur bey wissenschaftlich gebildeten Männern, nur bey einer Kantonalanstalt suchen.“

„Ja, eine Kantonschule ist es, von der ich mir den größten Gewinn verspreche für unsre Bildung: Ehre, Bürgerglück und Wohlstand. Ich weiß, daß viele nicht meiner Meinung sind, weil sie sich unter Kantonschule bloß eine Art humanistischer Schule denken, wo der künftige Geistliche, Arzt und Rechtsgelehrte in die alten Sprachen und etliche gelehrte Vorkenntnisse eingeweiht werden können. Allein eine Kantonschule müßte nebst den vorzüglichen alten und neuen Sprachen namentlich auch die Mathematik, Technologie, Geographie, deutsche Litteratur, Zeichnungskunst umfassen. Sie müßte mit einem Wort eine Quelle seyn, aus welcher höhere Erkenntnis, bessere Begriffe, Aufklärung und Geschmack sich über das Land ergössen. Und ist dies der Zweck der Kantonschule: wo wäre denn in unserm Kanton ein Stand oder eine Menschenklasse, welcher der Besuch eines solchen Instituts nicht zu großem Nutzen gereichen würde?“

„Von denen, die einen gelehrten Beruf ergreifen wollen, will ich gar nicht reden, aber vom talentvollern Schullehrer. Ein

¹⁸⁰⁾ „Durch Obiges will man weder den Schulmeistern, noch ihrem bisherigen Unterricht zu nahe treten.“ Anmerk. Bornhausers.

solcher könnte einen Kurs mitmachen, wenigstens in den Fächern, die seiner Fassungskraft und Bestimmung am angemessensten wären. Soviel ich weiß, wird das Institut in Trogen und Chur zu diesem Zwecke benutzt, und man röhmt die Zöglinge, die aus demselben hervorgiengen.“

„Wie nützlich eine solche Anstalt dem Handwerksstande wäre, darüber ist nur eine Stimme. Hat der Knabe jetzt die Dorfschule verlassen, so verstreichen ihm gewöhnlich zwei bis drei Jahre, ehe man ihn zu einem Meister bringt. Die Zeit vergeht nutzlos; das früher Gelernte wird vergessen. Wie ganz anders, wenn der Vater ihn mit wenigen Untkosten auf die Kantonschule schicken könnte! Wäre er unschlüssig über seine Berufswahl: in der Technologie würde er die verschiedenen Gewerbe, ihre Stoffe und Erzeugnisse kennen lernen. Bestimmte er sich zum Gerwer, Färber, Seifensieder, Bleiker, Fabrikanten: die Chemie würde ihm der Dinge Verwandtschaft, die geheimen Zauberkräfte der Natur aufschließen. Wollte er Schreiner, Zimmermann, Maurer, Mechaniker werden: wie würden Mathematik und Physik seinen Kopf aufhellen; wie würde die Zeichnungskunst seinen Geschmack veredeln und seine Phantasie zu neuen Schöpfungen beleben! Und so ausgerüstet, welch ein geschickter Lehrling, welch ein kluger Wanderer, welch ein geistvoller Meister müßte er werden!“

„Und der Kaufmann? Würde er etwa von einer solchen Anstalt geringern Nutzen ziehen? Wenigstens größer als von der verkehrten Erziehungsweise, die man jetzt befolgt. Auch bei uns hat, durch Mode und Zeitereignisse begünstigt, sich das Vorurtheil eingewurzelt, als wäre die französische Sprache das Universalmittel gegen alle geistigen Schwächen; als wäre sie der zauberreiche Schlüssel, der uns unfehlbar die Pforte des Reichtums und der Bildung öffnen müßte. Von dieser Ansicht geleitet, nimmt man den zarten Knaben aus der Elementarschule weg, ehe er noch die Anfangsgründe seiner Muttersprache kennt; man schickt ihn in eine französische Pension, in eine dieser prahlerischen Geistesfabriken, die sich wie die Lotterien in allen Zeitungen ankündigen, und was er dort lernt, für vieles Geld lernt, ist die französische Sprache und etwelche äußere Manieren. Das ist aber auch alles. Keer bleibt der Kopf, und der Charakter wird meistens flüchtiger und träger als zuvor. Wenn da der Kaufmann gedeiht, dann erfordert er einen wunderlichen Boden. Darum wehre man, ehe

die Zahl derer zu sehr anwächst, welche die bittern Früchte französischer Erziehungs-Spekulation aus eigener Erfahrung kennen! Man errichte eine Kantonsschule, und schicke den Jüngling, der sich dem Handelsstande widmen soll, zuerst in diese! Hier lasse man ihn die Grammatik der französischen, italienischen und etwa auch der englischen Sprache erlernen; man mache ihn vertraut mit den Gegenständen, mit denen sein Handlungszweig sich beschäftigt; man gebe ihm eine vielseitige Bildung, gewöhne ihn an Ordnung und Thätigkeit; man erhelle mit einem Worte seinen Kopf, kräftige seinen Charakter — und dann gewährt ihm ein halbes Jahr in Frankreich, Italien oder England größern Vortheil als jetzt zwei und drei Jahre. Dann wird er mit Verstand und Umsicht spekulieren, vielleicht neue Erwerbszweige entdecken, eigne Produkte vielleicht zum Ausfuhrartikel machen und Tausenden Erwerb und Wohlstand bringen.“

„Aber auch dem Landmann würde ein höherer Unterricht großen Vortheil gewähren. Es ist ein alter Vorwurf, den uns schon Stumpf in seiner Chronik macht: „Der Thurgauer hängt hartnäckig am Alten und sträubt sich gegen jede Verbesserung.“ So mancher wohlhabende Landmann würde seinen Sohn gerne etwas mehr lehren, als er selber weiß; nur kostet ihn die Sache zu viel und sind die Lehranstalten ihm zu ferne; die Mutter ist besorgt, das Kind möchte verführt werden, und der Vater fürchtet, sein Sohn komme ihm zurück als arbeitscheuer junger Herr. Wäre die Anstalt näher, so daß die Eltern ihn alle Wochen oder Monate einmal sehen könnten; beträfe der Unterricht Fächer, die mit der Landwirtschaft in einiger Beziehung ständen: dann würde mancher reiche Landmann gerne ein paar hundert Gulden daran wagen, seinen Sohn auf die Kantonsschule zu schicken. Und haben wir einmal in jedem Dorfe zwei oder drei solcher Männer, wie wichtig wird der Erfolg sein! Ausgestattet mit bessern Begriffen, mit reichen Kenntnissen, werden sie ihre Felder vernünftiger bebauen und auf ihre Mitbürger vortheilhaft einwirken durch Wort und That; sie werden selbst wackere Dorfvorsteher, Beamte und Volksrepräsentanten. Und so wird einem Vorwurfe abgeholfen, den man uns mit Recht macht.“

„Thurgau, so klagt man, hat in Vergleich zu andern Kantonen so wenig brauchbare junge Leute; Thurgau hat in den zwanzig Jahren seiner Freyheit verhältnismäßig so wenig hoffnungsvolle

Söhne gezogen, denen der Staat mit Ruhe und Zuversicht die Leitung und das Wohl seiner Mitbürger anvertrauen könnte. Thurgau, so klagt man, hat eine republikanische Verfassung; aber die republikanischen Tugenden sind ihm fremd; es mangelt das warme Interesse für das Land; es mangelt ein sich selbst hingebender Gemeinsinn. Noch haften die Brandmale der alten Verfassung in des Bürgers Gemüth: engherzige Gleichgültigkeit, Sklaven- sinn und Eigennutz. Diese Klagen sind wahr; aber man wundre sich nicht darüber! Denn Thurgau hat unter den neuen Kantonen auch am wenigsten gethan für die bürgerliche Erziehung des Volkes. Lesen, schreiben und rechnen das lernt man, aber weiter nichts. Wo ist die Anstalt, die den künftigen Beamten über die Rechte und Pflichten eines freyen Volkes belehrte; die dem künftigen Richter auch die nothdürftigsten Kenntnisse gäbe, damit er nicht ein Spielball feiler Advokaten-Kniffe und seine Urteile nicht Kinder der Unwissenheit und Beschränktheit würden? Was doch bey der Menge unsrer Rabulisten und der Mangelhaftigkeit unsrer Gesetze nichts weniger als überflüssig wäre. Wer lehrt den künftigen Volksrepräsentanten und Gesetzgeber, was die Ehre, Größe und Wohlfahrt des Volkes fördert? Wer lehrt ihn, seine Gedanken mündlich und schriftlich ausdrücken in der Versammlung der Väter des Vaterlandes? Wer zeigt unsrer Jugend in der schweizerischen Geschichte und in der Geschichte der Welt die Fehler und Vorzüge entschwundener Geschlechter? Wer haucht ihr Liebe und Begeisterung ein fürs Vaterland? Wer durchglüht sie mit Freyheits- sinn, Bürgertugend und Gemeingeist? Die Kantonschule wird es thun; sie wird die Mutter wackerer Beamter und der heilige Heerd aller Bürgertugenden seyn.“

„Aber wie und durch welche Mittel soll man diese Anstalt begründen? Die Kantonschulen zu Chur, Trogen und Aarau entstanden durch Privatbeyträge und wurden nachher vom Staate in Schutz genommen. Vor wenigen Jahren hoffte man Ähnliches in Weinfelden. Aber Haffters und Reinhardts Grab sollte, wie es scheint, nicht der Grund seyn, auf dem sich eine Kantonschule segensreich erhebt. Man verzeihe mir die Thräne, die ich dem Andenken dieser edlen Männer weihe, verzeihe mir aber auch den Schmerz, daß ihre großen Gaben nicht ein größeres Werk begründen!“

„Nebenhaupt läßt sich nicht erwarten, daß bey uns eine solche Anstalt durch Privatbeyträge entstehe. Fürs erste fühlt unser

Volk das Bedürfnis derselben nicht, und fürs zweite hat der Kantonsspital, wenn auch nicht die Kraft, doch den guten Willen der Bürger für geraume Zeit erschöpft. Aber desto hoffnungsvoller richten wir unsre Blicke auf den Staat selbst. Und wahrlich, wir dürfen es! Mit jedem Jahre wachsen unsre Finanzen unter fluger und sparsamer Hand. Es ebnen sich die Straßen zum geselligen Verkehr; Sicherheit walitet im Land; große Anstrengungen werden gemacht zur Verbesserung des Kriegswesens. Sollte das Erziehungswesen hier allein leer ausgehen? Sollten Künste und Wissenschaften, die Zierden und der Stolz eines gebildeten Landes, die Väter des Staates vergeblich um Schutz und Unterstützung anslehen?"

„Oder sollte das schöne Werk zu schwer seyn für den jugendlichen Freystaat? Ich glaube es nicht. Unterstützt er die Kantonschule wie den Spital; gibt er jährlich 6000 Gulden zur Besoldung der Lehrer: dann dürfte die Verwirklichung des Gedankens nicht mehr in schwindelnder Ferne seyn. Ganz würden die Bürger nicht zurückbleiben; gäbe der gemeine Mann weniger, so gäbe der gebildetere Teil des Volkes desto mehr. Aber man müßte auf Mittel denken, den Ortsgeist zu beschwören, der wie ein Gespenst unser Land durchschleicht und jedem guten Gedanken das Leben aussaugt. Dies würde vielleicht am besten geschehen, wenn man erklärte: Die Kantonschule soll der Lohn der Bürgertugend seyn; der Ort, der die größten Opfer bringt, soll diese Anstalt haben mit all ihren Vortheilen. Wenn mich nicht alles täuscht, hätte Frauenfeld oder eine andre Gemeinde Klugheit und Ehrgeiz genug, das Beispiel Alaraus nachzuahmen und die Gebäude herzugeben zu diesem schönen Zweck.“

„Doch ich will keine Pläne entwerfen; wir haben Männer, die dies besser verstehen als ich. Aber bitten, beschwören will ich die verdienstvollen Mitglieder der hohen Regierung, die sich in unsrer Mitte befinden, beschwören im Namen des Vaterlandes, daß sie der Kantonschule sich annehmen und ihre Stellvertreter seyen bey der obersten Behörde des Kantons. Hier ist die Bürgerkrone zu verdienen; hier winkt der Kranz der Unsterblichkeit. Gefeiert werden in unsrer Geschichte die Namen der Männer seyn, die dieses Werk uns gründen; sie werden bis zu den fernsten Jahrhunderten fortleben in des Bürgers dankbarem Gemüth. Denn ewig ist der Geist, und ewig blüht die Saat, die dem Geiste an-

vertraut wird. — O Thurgau, du schönes, zauberreiches Land! Wenn ich früher bey den großen Männern andrer Völker mit Bewunderung und Rührung verweilte; wenn die Freyheitskämpfe, wenn die hohen Waffenthaten unsrer eidsgenössischen Brüder mein Herz mit Hochgefühl und Freyheitsstolz durchglühten: dann kehrte ich düster und wehmüdig zu dir zurück. Vergeblich fragte ich nach deinen großen Männern, nach deinen edlen Thaten. Da du leib-eigen warst, konnte das Schöne und Gute nicht gedeihen, und da du die Freyheit erhieltest, ward sie erbeten und nicht erkämpft. Aber desto hoffnungsvoller blicke ich hinaus in die Zukunft. Die Morgenröthe einer schönern Zeit bricht an. Die Sonne der Wissenschaft beleuchtet unsre Städte und Dörfer; die Tempel der Kunst und des Geschmackes erheben sich in unsern Thälern und an den Gestaden des Sees. Thurgau, dieses ländliche Paradies, wird zum Wohnsitz der Bildung und Humanität! Und dieser stille Ruhm ist schöner und bleibender als verheerte Gefilde und gewonnene Schlachten!"

So weit die Arbeit Bornhausers im Auszuge. Ich bedaure, aus Mangel an Raum, nicht auch Mörikofers Vortrag auszugsweise vorführen zu können, nicht weil derselbe neue Argumente bringt, sondern weil seine Beweisführung ruhiger und logischer vor sich geht als die seines Vorredners. Immerhin ist anzuerkennen, daß Bornhauser hier in anständiger, nirgends verlegender Darstellung sich bewegte, wenn auch sein Pathos gegen Ende des Vortrags zuweilen auf Stelzen einhergeht.

Beide Redner machten großen Eindruck auf die Versammlung, so daß sie beschloß, alsbald eine Kommission zur Beratung dieses wichtigen Gegenstandes einzusetzen. Da nun deren Mitglieder über die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit einer höhern kantonalen Anstalt ganz einverstanden waren, so blieb nur die Frage zu erörtern, durch welche Schritte dieses Werk am förderlichsten angebahnt werden könnte. Am 25. Oktober beantragte sie, eine Druckschrift, worin die Nützlichkeit des Unternehmens populär dargelegt werden sollte, unter dem Volke zu verbreiten und mit der Auffassung derselben den Provisor Mörikofer zu trauen. Allein da dieser junge Mann im Frühlinge des Jahres

1827 eine Reise nach Paris¹⁸¹⁾ unternahm, mußte die Beratung seiner Arbeit bis zur Herbstversammlung der Gesellschaft (24. Sept.) verschoben werden. Aber da wehte nun schon ein anderer Wind. Es hieß von einer Seite, man sollte bei uns, um dem Schulwesen aufzuhelfen, nicht mit einer Kantonsschule, sondern von unten herauf mit der Verbesserung der niedern Schulen anfangen. Auch Bornhauser fiel ab und trat dieser Meinung bei,¹⁸²⁾ indem er für Errichtung von Bezirksschulen eiferte. Ich erinnere mich noch wohl, wie er an der Versammlung zu uns sagte: „Was ist zweckmäßiger, daß man acht Lächer im Saale zu einem starken Centrallicht vereinige, oder daß man auf jeden Tisch im Saale ein Licht stelle? Wird nicht durch acht Schulen mehr fürs Volk geleistet als durch eine einzige? Zuerst müssen Bezirksschulen gegründet werden und hernach mag man untersuchen, ob eine Centralsschule nothwendig sei.“ Mit dieser dezentralisierenden Meinung gewann er viele Anhänger für sich, nur Mörike und mich nicht; wir schüttelten den Kopf über diese volkschmeichlerische Argumentation. Am 19. Mai 1828 beschloß die Gesellschaft, von einer unter das Publikum zu vertheilenden Druckschrift abzusehen, weil inzwischen die Meinung über den Gegenstand sich anders gestaltet habe, und überhaupt das Thema noch einer weiteren Prüfung zu unterziehen.

Die Gemeinnützige Gesellschaft hatte damals für strebsame junge Männer viel Anziehungs Kraft, weil solche darin mit den einflußreichsten Personen in Berührung kamen und auf diese Weise jedem Wohldenkenden der Weg zur Wirksamkeit geöffnet schien. Die Stiftung des Kantonsspitals gab der Gesellschaft zuerst das Bewußtsein von der Wichtigkeit ihrer Stellung. Ein Vortrag des Reg.-Raths Freyenhuth vom 16. Mai 1825 über die zunehmende Verarmung unsres Volkes und sein Vorschlag eines Mittels zur Abhülfe der Verarmung, nämlich den Hypothekar-

¹⁸¹⁾ S. Mörikofers Selbstbiographie in diesen Beiträgen. Heft 25 (1885), S. 41 fgg. ¹⁸²⁾ Ebenda. S. 41.

redit etwas einzuschränken, lenkte nicht bloß die Aufmerksamkeit der Mitglieder auf diesen sehr wichtigen Gegenstand hin, indem er eine lebhafte Besprechung erweckte, sondern öffnete überhaupt die Bahn zur Berathung über Gegenstände der Gesetzgebung, und so wurde man in staatswirtschaftliche Verhandlungen hineingezogen, ohne daß man es merkte. Es entstand auf diese Weise ein Geist der Öffentlichkeit, und niemand war darüber froher als Bornhauser.

Dieser junge Mann, den ich in meiner Erzählung schon wiederholentlich erwähnen mußte, weil er auf meinem Lebenswege mehrmals mit mir zusammentraf, war von Natur stark cholerisch beanlagt, feurig im Empfinden, rasch und energisch in seiner Willensäußerung, so daß Phantasie und Gemüt oft mit ihm durchgehen wollten. Charakteristisch für ihn ist schon sein Eintrag in das Fremdenbuch auf dem Rütli vom 15. Juli 1820:

Frey leb ich, frey sterb ich: ich bin ein Schweizer.

Thomas Bornhauser, Stud. Theol. a. d. Thurgau.

Ein ungeheurer Drang nach äußerer Thätigkeit und Wirksamkeit im lauten Getriebe der Welt beseelte diesen Menschen, und obwohl seine Gesichtszüge den Eindruck eines milden und sanften Wesens hervorbrachten, wogte es und brauste es in seinem Innern wie in einem Dampfkessel, und gelegentlich zischte es heraus aus ihm im Gespräch und in Reden. Von einem ruhigen Gelehrten, der in der Stille seines Museums über wissenschaftliche Gegenstände nachforscht, Monate lang unverdrossen spröden Stoff sammelt, um daran Probleme zu lösen, hatte er keine Ader in sich. Wenn er in Geschichtsbüchern las, so geschah es, um sich Bilder und Beispiele daraus zu holen für seine Phantasie und sein Gemüth. Berufssarten, die jahraus jahrein dieselben täglichen Pflichten erfordern, erschienen ihm zu einförmig und pedantisch; darum war auch das christliche Pfarramt mit seinem stillen Wirken nicht ganz nach seinem Sinn: aus seiner eigenen Feder haben wir vernommen, daß er mit seinem Herzen

nur halb dabei war, wenn man ihm auch sein Bekennnis als Pantheist wegen seiner unerfahrenen Jugend noch nicht gar hoch anrechnen will.

Wie nach den Sagen des Mittelalters die fünen Ritter auszogen, um auf einen Drachen zu stoßen, den sie bekämpfen wollten, so suchte Bornhauser schon längst nach einer Gegnerschaft, auf die er sich zu werfen, die er niederzuschmettern gedachte. Das Feld der Politik schien seiner jugendlichen Thatenlust dies Ziel noch am ehesten zu bieten, nach dem er strebte. Aber es war im Thurgau alles so still, so ruhig, so tot; kein erregtes Besprechen von Tagesfragen, kein Parteigetriebe, kein feuriger Streit, wie zur Zeit seiner Kindheit, als die Ideen der französischen Revolution die Köpfe erhitzten.

Er dagegen hatte sich schon lange gewisse Lieblingswörter angewöhnt, einerseits Aristokrat, Sklaverei, Druck, Ketten schmieden, anderseits Freiheit, Vaterland, Bürgertugend, Heldenmut: Wörter, die etwa noch von der Revolution her, wie längst abgeschliffene Münzen im Kleinverkehr, bald ironisch, bald gedankenlos ausgetauscht wurden. Sollte das Wort Aristokraten im Ernst den damaligen Regierungsräten gelten, so kann man diese Verwendung nicht anders denn als albern bezeichnen; denn abgesehen davon, daß keiner von ihnen, wie man zu sagen pflegt, „blaues Blut“ in seinen Adern hatte, als etwa der Graf von Thurn (und der war in der Regierung eine Null), sondern alle sich zu gut bürgerlicher oder bürgerlicher Abkunft bekannten: so waren sie auch in ihrer Gesinnung nicht aristokratisch, nur vielleicht etwas zugeknöpfter und bedächtiger als solche, welche alles an die Glocke hingen.

Im zweiten Jahre, wo Bornhauser und Mörikofer in Zürich studierten (1818), ordneten die Studenten eine Feier zu Zwinglis Todestag an, auf welche Bornhauser ein schwungvolles Gedicht verfaßte. Bald nach dieser Feier verabredeten sie mit Gästen aus andern Kantonen die Stiftung eines schweizerischen Studenten-

vereins, als dessen jährlichen Versammlungsort sie die Stadt Zofingen im Aargau auswählten und bestimmten. Aus der Mitte dieses Vereins ward dann auch der Gedanke einer regulären Feier der Schweizereschlachten angeregt und ins Werk gesetzt. Zuerst kam die Sempacher Feier, an der sich von Aarau aus unser Oberrichter Rogg und Augustin Keller betheiligt. Es entstand so aus dem Zofinger Verein der Sempacher Verein, um trotz der verhafteten Zensur die Kämpfe der Vorfahren in Reden und Gesängen zu feiern. Und weil man gerade am Gründen von Bünden und Vereinen war, so plante man damals noch eine andre, eine geheime Verbindung, den Sennembund. Dieser war, wie mir später Mörikofer mitteilte,¹⁸³⁾ eine von den Brüdern Snell, von Follen, von Professor J. R. Drelli projektierte geheime Gesellschaft zur Revolutionierung der Schweiz. Drelli sollte Leiter des geheimen Komites sein, das überall Theilnehmer zu werben sich bemühte, und bei uns auch den Ratschreiber Mörikofer, den Oberrichter Vogler, auch J. R. Mörikofer und Bornhauser zu gewinnen suchte, von den letztern beiden aber ablehnende Antwort erhielt, weil sie nicht willenlos einer unbekannten Oberdirektion sich verpflichten lassen wollten und die Wiedergeburt des Vaterlandes ohne Revolution anzustreben suchten. Indem aber das aussersehnte Oberhaupt das Geheimnis seiner Frau nicht vorzuenthalten vermochte, blieb das Projekt ohne weitere Folgen.

Am 27. Juli 1826 sollte durch den Sempacher Verein die Schlacht am Stöß gefeiert werden.¹⁸⁴⁾ Man kann sich keine

¹⁸³⁾ Eine andre Darstellung findet sich in Balthasars Helvetia, Bd. 8 (Aarau 1833), S. 384.

¹⁸⁴⁾ Das Freiheitsfest am Stöß, gefeiert von dem Sempacher- und dem appenzellischen Sänger-Verein, den 27. Heumonat 1826. (Aus dem Appenzellischen Monatsblatte besonders abgedruckt). St. Gallen 1826. 40 Seiten. 8°. — Alte und neue Lieder, als Manuscript gedruckt für den Sempacher-Verein 1826. St. Gallen, Wegelin und Rätsler. ll. 8°.

Vorstellung machen, was für eine Volksmenge aus vielen Kantonen, namentlich aber aus der Stadt St. Gallen in Gais zusammentraf, um die Feier mitzuhalten. Ich war auch dabei. Am Morgen früh um halb 6 Uhr zog man Arm in Arm aus dem Dorf nach dem Stoß, um die Reden anzuhören, die dort gehalten werden sollten. Mehrere von den jungen Männern redeten kühne, radikale Worte, zeigten nach Österreich hinüber, von wo aus unser Druck stamme, und wiesen mit leidenschaftlichen Worten auf die Wiedergeburt des Schweizerlandes von der gegenwärtigen Verkümmерung seiner Freiheit. Da trat Bornhauser auf, schlug mit seiner hellen Stimme einen mehr poetischen Ton an von den Leiden der Vergangenheit und der Hoffnung auf die Zukunft, worin er die etwas ängstliche Stim-
mung der Zuhörer besser traf, als seine Vorredner.

„Der Ort, hob er an, der die Asche seiner Eltern deckt, ist zwar dem redlichen Sohn immer ein heiliger Ort; aber zu ihrem Grabhügel lenkt vorzüglich dann sein Fuß von selber sich hin, wenn herbes Misgeschick ihn betrifft; wenn er den geliebten Toten so gerne den Gram vertrauen möchte, für den er unter den Lebenden kein empfängliches Ohr, keine rettende Hülfe weiß. Auch wir haben so manches auf dem Herzen, was uns drückt; was wir so gerne diesen entschlafenen Helden klagen oder doch an ihres Grabes bemoosten Hügeln vergessen möchten. Wer Schweizer ist; wer aufwuchs im Glauben an schweizerische Eintracht und Kraft; wer heiße, innige Liebe fühlt für Freiheit und Vaterland: wahrlich, der wird nicht erst nach der Quelle dieses Schmerzes fragen! Es ist die Gegenwart, es ist die Geschichte der letzten Jahre.“

Und damit betrat er das politische Gebiet, auf dem er seinem bisherigen Denken Lust machte. „Hört mir nicht die Neutralität der Schweiz feierlich erklären, während fremde Heere ungestraft einrücken,¹⁸⁵⁾ eingeladen und freudig begrüßt von einzelnen Mit-

185) Im November 1813 hatte die Tagsatzung beim Herannahen der Alliierten den Beschluss gefasst, strenge Neutralität gegen alle Mächte zu beobachten. Am 21. Dezember begann indeß schon der Durchmarsch der Truppen Schwarzenbergs durch die Schweiz nach Burgund. B. hat aber hier doch weit ausgeholt, wenn er die Regenten seiner Zeit dafür tadeln wollte!

bürgern? Sagen wir nicht, wie das Selbstvertrauen des Volkes untergieng; wie der Zauber der Neutralität schwand, der unser Alpenland zum willkommenen Bollwerk machte zwischen eisern-jüchtigen Nachbarstaaten, der Zauber, der allein uns Gewähr leisten kann,¹⁸⁶⁾ daß nicht früher oder später Polens Schicksal uns ereile? Wahr ist es, wir haben jetzt Friede; Verträge sind geschlossen, auf die man sich so fest beruft, als ob man nicht wüßte, daß nach der Völker großem Faustrechte der Vertrag nur so lange gilt, als das Schwert ihn schützt. Aber unser Benehmen beweist, wie sehr wir im Innern von dieser fürchterlichen Wahrheit überzeugt sind. Warum diese Nachgiebigkeit, warum dieses ängstliche Schmiegen, um den Schein einer Legitimität zu retten, die doch in der Republik ein lächerliches Unding ist? Warum weist man den edlen Flüchtling weg¹⁸⁷⁾ von der Alpen schützendem Asyl, das Gastrecht verlezend, das der rohe Araber in seiner Wüste ehrt? Warum verstummt vor Fürstengebot und Zensuren die Stimme der Öffentlichkeit¹⁸⁸⁾ und mit ihr das erste Lebenszeichen eines Freistaates? O furchtsame Staatsklugheit! Diese Vorsichtsmittel können wohl die Schwäche eines Landes beurkunden, einem Volke den letzten Rest von Selbstvertrauen noch rauben, aber keinen Fall um keine Stunde aufhalten. Das sehen, das erkennen wir — und tiefer, namenloser Schmerz ergreift unser Gemüth. Aber wir müssen schweigen, um nicht für Schwindelköpfe zu gelten, nicht einen jener Parteinamen zu erlangen, mit denen unsre Zeit die Heiligtümer der Menschheit lächerlich oder zum Verbrechen zu machen glaubt. Denn damit das Maß voll werde, ist auch an manchem Orte unsres schweizerischen Vaterlandes der Name der Freiheit geächtet, das Volk um seine Rechte betrogen, die Aristokratie auf den Thron gesetzt, das

¹⁸⁶⁾ „Die Neutralität, sagt Johannes Müller, ist solchen erlaubt, welche sie mit Heereskraft ehrenhaft behaupten“, und damit stimmt auch der Bundesrat in einer Äußerung vom Jahre 1860 überein. Alles Pochen auf unsre Neutralität rettet uns nicht in der Gefahr.

¹⁸⁷⁾ Weil damals dieser „edle Flüchtling“ sich Untriebe aus der Schweiz gegen die Regierungen seiner Heimat erlaubte.

¹⁸⁸⁾ Er meint den Beschluß der Tagesschung vom Jahre 1823, den Mißbrauch der Presse zu verhüten.

Licht der Aufklärung ausgelöscht,¹⁸⁹⁾ mit einem Worte, sind alle die Missbräuche wieder eingeführt, die uns die Revolution und mit ihr Zwietracht und Erniedrigung brachten.“

Nachdem das heraus war, fuhr er fort: „Und darum eben ziehen wir hin zu den Schlachtfeldern, zu den Gräbern unsrer Ahnen. Hier im Angesichte der ganzen Schweiz erheben wir unsre tiefe, seelenvolle Klage. Hier wird man unsren Schmerz begreiflicher, vielleicht auch verzeihlicher finden. Oder wenn dieses auch nicht der Fall sein sollte, so hat doch der Ort selbst eine gewisse heilende Kraft. Wir sehen die Hügel, von denen die Väter hernieder rannten; die Thäler, wo sie kämpften; die Alpen, die von ihrem Siegesgeschrei wiederhallten. Wir denken uns in ihre Reihen; wir fechten im Geiste die Schlacht noch einmal mit; wir verfolgen den Feind — und vergessen es, wenigstens für den Augenblick, daß wir einige Jahrhunderte später leben, daß die Verhältnisse sich geändert haben. Wir vergessen uns und unsre Schwäche. Doch, was sag ich? Vergessen? — Nein, nein! Im Gegentheil, wir lernen uns selbst wieder fühlen; der Traum, der lange Zeit unsre Glieder umstrickte, verschwindet, und wir gelangen wieder zum Bewußtsein unsers Wesens und unsrer Kraft. Den Muth, den die Gegenwart uns raubte, gibt die Vergangenheit uns wieder. Die Beispiele von Seelengröße und Selbstaufopferung, die wir bei den Lebenden vergeblich suchen, bieten die Toten von selbst uns an. Fürstengebot und Zensuren können die öffentlichen Blätter zum Schweigen bringen; feige Furcht kann die edle Freimüthigkeit aus unsren Rathssälen verscheuchen: aber wer wird diesen Toten ihre stille Sprache verbieten? „Zur Freiheit ist der Mensch geboren; denn sie nur macht das Leben lebenswert. Eure Alpen sind der Freiheit Tempel; unentweiht wird er stehen, so lange der Schweizer weder Unrecht leidet noch Unrecht thut; so lange jeder von euch, kleinere Zwiste vergessend, in der Stunde der Gefahr sich freudig anreih't an die Verteidiger des Vaterlandes; so lange jeder von euch ohne Bedenken sein Leben opfert am Hochaltar der Freiheit.“ — So rufen die Väter den Enkeln mit majestatischem Ernst zu durch der Jahrhunderte lange Reihe. Höre, edler Schweizer, ihren Ruf; höre namentlich du, aufblühend.

¹⁸⁹⁾ Damit hörte wirklich alles auf; schlimmer konnte es in der Türkei nicht sein. Da kann man doch mit Goethe sagen: „Wie magst du deine Rednerei nur gleich so hitzig übertreiben!“

des Geschlecht, dessen Jugend in die Tage der Erniedrigung fiel! Besuche die Schlachtfelder der Ahnen, damit dein gesunkenes Herz sich wieder erhebe; begeistere dich im Andenken ihrer Thaten, damit ihr Muth auch deine Brust durchströme, ihre Vaterlandsliebe und ihr Freiheitssinn auch dir zur zweiten Natur werde, die dich nicht verlasse in der Stunde der Noth, im Angesichte des Todes! Fühlst du dich dann aber vereinzelt und schwach: geh nach Sempach, weile an Winkelrieds Grab! Sein Heldengeist wird es dich lehren, daß der einzelne viel vermag, wenn er sein Leben setzt an die Erringung der Freiheit; daß er oft sein Vaterland in einem Augenblick für Jahrhunderte retten, durch eine Handlung seinen Namen verewigen kann in den Jahrbüchern der Geschichte. Schreien dich die Hindernisse, die der guten Sache sich entgegensezzen; will mancher mißlungene Versuch den Muth dir rauben: geh auf das Schlachtfeld von Näfels! Elf Mal griffen die Väter an, und im ersten Mal erst lächelte ihnen der Sieg. Erfüllt die neuere Kriegskunst, die größere Zahl feindlicher Heere dich mit Besorgniß: gehe nach Murten und St. Jakob; lerne, daß heller Verstand und ein unbezwingbarer Sinn jede Waffenart zu übermeistern, daß Vaterlandsliebe und Todesverachtung auch dem mächtigsten Eroberer einen heilsamen Schrecken einzujagen vermögen."

Mit Ausnahme einiger leidenschaftlichen Stellen, welche teils Unwahrheiten, teils arge Uebertreibungen enthalten, war das eine gelungene, schwungvolle Rede, die heute noch ihres Eindrucks nicht verfehlt. Bornhauser war denn auch der gefeierte Held des Tages. Als man nach Gais zurückgekehrt war, öffnete sich nach 11 Uhr die Kirche zu den Vorträgen des appenzellischen Sängervereins, denen der Sängervater H. G. Nägeli beiwohnte, aus dessen kurz zuvor erschienenem Liederbuch mehrere Gesänge vorgetragen wurden. Nach dem Mittagsmahl, das in einer eigens hiefür errichteten Hütte über 500 Personen vereinigt hatte, begab man sich nach der festlichen Stätte zur Nachmittagsfeier, wobei Pfarrer Kürsteiner von Heiden und Pfarrer Fröhlich von Brugg zum Volke sprachen, letzterer in einer Rede, die viel Rumor machte. Vergnügte Stunden brachte ich mit einem Theile der Mitglieder des Sempacher Vereins

diesen Abend noch in Gais zu. Mehrere von ihnen begleiteten mich nach Hause gen Bischofszell; denn auch ich gehörte zu denen, welche auf eine Wiedergeburt des Vaterlandes harrten. Im Volke aber vernahm man bange Stimmen über das Schicksal der jungen Leute, die so kühn, ja so dreist von der Leber weg zu sprechen gewagt hatten.

Wir hatten uns verabredet, die Presse etwas fleißiger als bisher zu benutzen, um dem neuen Geist Boden zu verschaffen. Unsre Blätter, in die wir schrieben, erschienen alle außerhalb des Kantons: der Schweizerbote von Zschokke in Aarau, die Appenzeller Zeitung von Dr. Meyer in Herisau und die Schweizerische Monatschronik von Nüscheler in Zürich. Großen Einfluß auf die damalige Geistesregung hatte die Schweizergeschichte von Zschokke, welche zuerst nicht als Buch, sondern in Einzelartikeln des Schweizerboten seit dem Jahre 1820 (Nr. 43 vom 26. Oktober an) erschienen war. Schon im Jahre 1822 ließ der Verfasser sie als Buch drucken, und bis zum Jahre 1834 erschienen 5 Auflagen davon, so sehr fand das Publikum Gefallen daran wegen der fesselnden Schreibart, in der es abgesetzt war.

Aus der zirkulierenden Lektüre der Gemeinnützigen Gesellschaft nahm Bornhauser einst den Anlaß, Bemerkungen über die Öffentlichkeit im Thurgau der Mappe beizulegen; denn der Aktuar hatte in einer der letzten Sendungen die Mitglieder des Zirkels aufgefordert, ihre Gedanken über Gelesenes den Mappen beizulegen. Man kann nicht umhin, dem Verfasser der folgenden Zeilen sowohl in Ansehung der anständigen ruhigen Darlegung als in Hinsicht auf den triftigen Inhalt Beifall zu geben, und Frehenmuth stimmte ihm in der Hauptache bei.

B. schrieb nämlich am 18. Nov. 1827: „Der Aufsatz auf Seite 481 in dem vorliegenden Heft der Basler Mittheilungen: Ueber die Vortheile der Öffentlichkeit für Bürger eines Freystaates hat mich sehr angesprochen; denn er berührt einen Gegenstand, der jedem wichtig sein muß, welcher es treu meint mit Freyheit und Vaterland. Wenn irgend eine Forderung gerecht ist, so ist

es die Forderung derer, die den Schleier heben wollen, der auf den Stühlen unsrer Richter, auf den Rathssäulen unsrer Landesväter ruht. Wo alle, vom reichsten Gutsbesitzer bis zur armen Wittwe am Spinnrocken herab, zu den Staatslasten beyzutragen haben, da dürfen auch alle wissen, wie und wofür ihre Beiträge verwendet werden. Wo alle, der Sohn des Kapitalisten wie der des Tagelöhners, für das Vaterland die Waffen tragen und im Nothfalle die Weisheit und die Fehlschlüsse der Staatsmänner mit ihrem Blute besiegen müssen: da dürfen auch alle wissen, was für das Ganze gerathen und gethan wird. Was alle angeht, allen Glück oder Verderben bringt: das soll auch allen kein Geheimnis bleiben. Öffentlichkeit der Staatsverhandlungen ist aber nicht bloß eine gerechte, sie ist auch eine sehr kluge, sehr weise Maßregel. Was auch die Feinde der Öffentlichkeit sagen mögen, unser Land hat keine im Dunkeln brütende Politik nöthig. Man durchgehe die Geschichte unsres Volkes, und man wird wirklich finden, daß die sogenannten Staatsgeheimnisse dem Auslande meistens sehr wohlbekannt und nur dem eigenen Bürger ein Geheimnis waren. Wohin diese Handlungsweise aber führe, das hat die Revolution, der durch gegenseitiges Misstrauen vorbereitete Fall unsres Landes, schrecklich dargethan. Politische Geheimthuerey nützt nichts; aber sie schadet unendlich viel. Das vorzüglichste Mittel, bürgerliche Bildung zu verbreiten unter allen Ständen des Volkes liegt ungenützt. Die Vorurtheile bleiben in ihrer Kraft; das Unkraut des Misstrauens wuchert, und der Bürger schläft seinen gedankenlosen, eisernen Schlaf.“

„Man klagt häufig über Mangel an Gemeingeist. Mangel an Öffentlichkeit erzeugt und erhält diesen Wurm, der an unserm innersten Marke nagt. Wenn aber jeder vertraut gemacht wird mit der Lage unsres Volkes; wenn er nicht bloß von Gesetzen hört, die man schon gegeben, sondern auch von denen, die man im Entwurfe hat; wenn er alljährlich erfährt, was für das Ganze geleistet worden; wenn er aus den Staatsrechnungen sieht, in welchem Zweige man vorwärts oder rückwärts gekommen sey: dann, und dann erst lernt er den Staat als eine Haushaltung ansehen, wovon auch er ein Glied ausmacht; dann erst wird er an allen Anstalten und Verhandlungen für das Land so warmen Anteil nehmen, als ob er allein für das Ganze zu sorgen hätte. Und das eben ist jene Wärme, jene Unabhängigkeit ans Vaterland,

welche Freystaaten im Frieden blühend, im Kriege unbezwinglich macht. In manchen Kantonen wird wirklich diese Wahrheit anerkannt. Genf, Waadt, Appenzell legen ihre Staatsverhandlungen, ihre Jahresrechnungen offen und ausführlich hin vor die Augen des Volkes. Appenzell fügte seiner diesjährigen Rechnung die Bemerkung bei, es gezieme nur dem bevogteten Manne, nicht aber dem freyen Volke, daß man sein Vermögen verwalte, ohne ihm Rechenschaft davon zu geben.“

„An andern Orten, wo man so weit noch nicht gekommen ist, geben doch grössere Verbindungen: Hülfsgesellschaften, Griechenvereine, Blindenanstalten, Ersparniskassen u. s. w. dem Publikum Rechnung von ihren Zwecken, von ihrem Wirken. Sie alle erkennen und gestehen es, Öffentlichkeit, des Volkes Zutrauen zu gewinnen, sey nöthig zu ihrem Leben und Gedeihen. Wo daher wieder eine solche neue Rechenschaft erscheint, ist sie ein erfreulicher Beweis, daß man fortschreite zum Bessern.“

„Daher thut es mir aber auch weh — ich gestehe es offen — daß unser Kanton in dieser Beziehung noch so weit zurück ist. Unangefochten dauert bey uns die Beschränkung der Presse¹⁹⁰⁾ und somit ein Geisteszwang fort, den Appenzell, Basel und Luzern ungeduldig abzuschütteln wünschen. Doch davon will ich schweigen, obgleich der Umstand, daß nichts unter die Presse kommt, diese allzu ängstliche Beschränkung unnöthig zu machen scheint. Aber was weit wichtiger, ist das, daß beynahе in keinem Kanton unsers schweizerischen Vaterlandes über Justizwesen, Verhandlungen des Grossen Rathes, Staatsrechnungen u. s. w. weniger Öffentlichkeit herrscht als im Kanton Thurgau. Man schiebe die Schuld nicht

¹⁹⁰⁾ Die Censur über Drucksachen bestand hier, wo eine einzige Druckerpressa hauptsächlich nur für den Bedarf der Obrigkeit sich vorsand, und ein einziges wenig verbreitetes öffentliches Blatt, die Thurgauer Zeitung, erschien, nicht sowohl auf gesetzlicher Anordnung, als vielmehr auf Requisition des veroneser Kongresses und wurde von einem Mitglied des Kleinen Rathes, in der That ohne nähere Instruktion, ausgeübt, wie übrigens damals in dem freisinnigen Kanton Aargau (Beiträge Heft 39, S. 145) ebenfalls. Verkehrter Weise dauerte sie indessen noch fort, als anderwärts die Preszfreiheit schon zugestanden war.

auf den Zeitungsschreiber¹⁹¹⁾ unsers Kantons! Die Sache ist so einflußreich, daß sie höhern Schutz und Antrieb verdiente. Früher war es wenigstens der Fall. Der neue Kanton hatte ein Tagblatt,¹⁹²⁾ das diesem Mangel zwar sehr unvollkommen, aber doch in etwas abhalf. Das Jahr 1815 nahm uns mit vielem Guten auch dieses. Der Bürger entrichtet seine direkten und indirekten Steuern; aber von der Staatsrechnung erfährt er nichts. Ein Griechenverein ward gebildet; aber von Verwendung der Steuern ist, soweit ich weiß, dem Volke keine öffentliche Rechenschaft zugekommen. Die Wohlthätigkeit der Gemeinde wurde für den Kantonsspital in Anspruch genommen; aber die Gemeindsbeiträge sollen, soweit verlautet, nie bekannt gemacht werden. Es herrscht bey uns wenig Öffentlichkeit.“

„Doch wäre diese Öffentlichkeit für den Thurgau nöthiger als für manchen andern Kanton. Die meisten Behörden bey uns haben noch keine bestimmten, geschriebenen Gesetze, nach denen sie sprechen. Öffentlichkeit wäre hier das sicherste Gegenmittel, mancherley Willkür und Unordnung zu verhüten. Unser Kanton ist neu; aber aus den Zeiten der alten Verfassung hat sich Mißtrauen und Argwohn herübergeerbt. Daher läßt es sich erklären, daß unser gemeine Mann an gemeinnützige Absichten nicht glauben will, daß er den besten Gesetzen eine eigennützige Absicht unterschiebt und die Schilderung unsers guten Finanzzustandes oft geradezu für ein Märchen erklärt. Wer unser Volk, besonders im obern Thurgau und an dem See kennt, wird mir beypflichten müssen, daß ich hier Wahrheit rede. Öffentlichkeit würde manchen Argwohn zerstreuen, würde Unlaß geben, manches Vorurtheil zu widerlegen.“

„Auch kann ich wirklich nicht begreifen, warum man nicht eilt, dieselbe bey uns einzuführen. An manchem andern Orte mag man Gründe genug haben zur Verheimlichung; aber bey uns ist dieses wahrlich der Fall nicht. Bey uns sind ja die meisten Zweige der Staatsverwaltung, namentlich Polizey, Militär und Finanzwesen so wohl besorgt,

¹⁹¹⁾ Gemeint ist der Buchdrucker Fehr, damals Verleger und Herausgeber der Thurg. Zeitung.

¹⁹²⁾ Dieses „Tagblatt“ 1803—1812 enthielt nur Beschlüsse Dekrete und Verordnungen der beiden Räte aus der Mediationszeit.

daß die trefflichen Männer, die denselben vorstehen, mit gerechtem Stolze ihr Wirken offenbaren dürfen vor den Augen des Volkes.¹⁹³⁾ Zwar wird ihr Benehmen alljährlich von dem Großen Rathen anerkannt; aber füher müßte doch der Lohn seyn, wenn diese Anerkennung sich beim ganzen Volke verbreitete; wenn der redliche Vaterlandsfreund vom Bürger in der Werkstatt wie vom Landmann hinter dem Pfluge geliebt und verehrt würde. Sollte es Bescheidenheit seyn, was dieses hindert, dann wäre hier freilich die Bescheidenheit zu weit getrieben und wir um so mehr zu beklagen, weil diese übrigens so schöne Tugend uns hier wesentlichen Nachteil brächte.“

„Ich erlaube mir es daher mit geziemender Ehrerbietung, aber auch mit schweizerischer Freymüttigkeit, die Direktions-Kommission auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen. Könnte nicht auch bey uns gröbere Öffentlichkeit bezweckt werden über die Leistungen unsrer höhern und niedern Behörden? Könnte man nicht z. B. in dem Kantonsblatte die Verhandlungen und Beschlüsse des Großen Rathes etwas ausführlicher bekannt machen, als bisher geschah? Wäre es nicht thunlich, unser Volk näher einzuweihen in den Zustand der verschiedenen Verwaltungszweige? Wäre es wirklich gefährlich, wenn auch bey uns alljährlich eine öffentliche Uebersicht der Staatsrechnungen erschiene, wie in den Kantonen Genf, Waadt, Appenzell? Wäre es nicht gut, wenn die Gemeindsbeyträge zum Kantonsspital bekannt gemacht und damit einer Erwartung entsprochen würde, die ziemlich allgemein verbreitet war, und die, wenn sie nicht befriedigt wird, auf Volksstimming und Einzug der Beyträge nur nachtheilig wirken muß?“

„Das sind die Bemerkungen, Fragen und Bitten, zu denen der Aufsatz in den Basslerischen Mittheilungen mich veranlaßte. Leicht ist es möglich, daß ich mich irrte, weil Sachkenntnis und Erfahrung mir abgieng. Aber wenn ich mich auch irrte, so war doch meine Absicht gut, und dieses wird mich entschuldigen, wird mir Verzeihung erwerben.“

¹⁹³⁾ Der Leser wolle dieses Lob festnageln bis zum J. 1830 und einstweilen die auf Seite 87 und 88 hervorgehobene Stelle hiemit vergleichen.

Die Angelegenheit der Kantonsschule nahm einen immer klaglichen Verlauf; schon wurde sie von den Zeitungen aufgegriffen, um dort voraussichtlich tot gedroschen zu werden. In der Monatschronik erschien (1828) ein Artikel gegen die Gründung einer höhern Lehranstalt, als dessen Verfasser Mörikofer den Pfarrer B. von Maßingen vermutete. „Dies ist mir, schrieb Mörikofer, schon darum wahrscheinlich, weil Herr Reg.-Rath Morell für Bezirksschulen geneigt zu sein scheint; jener hingegen alles thut, um gut mit ihm zu stehen.“ Freyenhuth und Hirzel wollten zuletzt nur noch eine Schule für vermögliche Landleute, wo weder von alten Sprachen, noch von französisch die Rede sein sollte. Die Sache war auf einen solchen Punkt gelangt, daß sie besser unterblieb, bis eine bessere Zeitlage sie ermöglichte; denn jetzt weiterleuchtete schon überall her die Revision der Verfassung. Bevor ich indessen auf dieselbe eintrete, habe ich noch einiges andre nachzuholen.

Was mir das Predigen lieb und wert machte, war weniger die Predigt als die Auslegung. Um an der Predigt selbst Freude zu haben, hätte ich mehr der Popularität des Ausdrucks, der Phantasie in der Darstellung, der körperlichen Kraft im Vortrage und des Zutrauens zur Empfänglichkeit der Zuhörer für meine Lehrvorträge bedurft. Ich will damit nicht sagen, daß ich an aller Frucht meiner Predigten zweifelte oder ohne Freudigkeit predigte, sondern nur, daß das Predigen an sich mir die Befriedigung nicht gewährte, die ich mir wünschen möchte, und die ich wohl zu Zeiten, namentlich in der Leidenswoche Christi erfuhr, wenn ich mich bei fast täglichen Predigten in das Predigen hinein lebte. Im April des Jahres 1827 befiel mich, wie meistens auch in andern Jahren, ein Frühlingskatarrh, und die schlechte Witterung hinderte mich, über den Berg zu steigen; darum meinte der Freiherr von Laßberg, es werde bei mir bald, aus Pflicht der Selbstbehaltung, der kategorische Imperativ eintreten, kürzer und weniger oft zu predigen.

Ich fühlte das wohl; allein was sollte ich thun? Im Thurgau war keine Stelle, wo ich mein Brot leichter hätte finden können als in Bischofszell; auch auf einer kleinen Landfründe wäre der Dienst noch beschwerlicher gewesen.¹⁹⁴⁾

Wenn aber das Halten von Predigtvorträgen und ihre Ausarbeitung mir solche Herzenslust nicht war, wie es billig hätte sein sollen, so war mir die vorangehende Exegese um so lieber. Ich predigte nie oder nur im höchsten Gedränge über Texte, die ich nicht vorher einer genauen Exegese unterworfen hatte. Dabei benützte ich Schleusneri Lexicon, Suiceri Thesaurus ecclesiasticus, die Kommentare von Zwingli, Grotius, Rosenmüller, Olshausen, Bengels Gnomon und Heß Lebensgeschichte Jesu regelmäßig für das N. T. Die Ausgabe des N. T. von Griesbach, die ich brauchte, war mit Papier durchschossen und mit zahlreichen Exzerpten angefüllt, die ich seit 1817 aus allen mir zugänglichen theolog. Zeitschriften sammelte. Auch habe ich eigene Beobachtungen und Konjekturen beige schrieben. Noch muß ich bemerken, daß ich in der Regel in serie predigte, d. h. über größere Abschnitte, so daß dadurch der Zeitraum von einem Feste zum andern gewöhnlich ausgefüllt wurde. Dies gab mir Gelegenheit, auch in der Exegese mehr Zusammenhang festzuhalten.

Als Pfarrer darf ich hier eines intimen Freundes nicht vergessen. Schon im Jahre 1821 lernte ich nämlich den Vikar in Sulgen, Jakob Glinz von St. Gallen, kennen, der soeben von der Universität Berlin heimgekehrt war. In einer Pastoralgesellschaft des obern Thurgauens, wo wir beide anwesend waren, wurde das Thema „Rationalismus und Offenbarungsglaube“ besprochen. Da wurde von einer Seite hervorgehoben, man sollte einem Theologen das Studium der Philosophie vor enthalten, weil es notwendig die Zuversicht in die Inspiration

¹⁹⁴⁾ Briefwechsel zwischen Laßberg und Pupikofer in Bir lingers Alemannia Bd. 15, 239. 16, 10 fg.

der h. Schrift erschüttere. Glinz¹⁹⁵⁾ meinte darauf, Baco habe gesagt, ein wenig Philosophie sei Gift; gründliches Studium aber fördere den Menschen ungemein in seiner geistigen Erkenntnis. Dies Thema führte uns beide näher. Er verwies mich auf Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1799); ich las das Buch und wurde davon fast hingerissen. In Folge dieser Bekanntschaft kamen wir alle 14 Tage zusammen, gewöhnlich bei mir in Bischofszell,

195) Durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Dierauer in St. Gallen sind mir folgende Notizen über J. Jakob Glinz mitgeleilt worden, die derselbe einem handschriftlichen Bande des dortigen Pfarrarchivs entnommen:

1799 Aug. 25. geb. in Basel, wo sein Vater, ein St. Galler Bürger, Kaufmann war. Er kam früh mit seinen Eltern nach St. Gallen, wo er seit 1812 die öffentlichen Schulen besuchte. Prof. Scheitlin war sein Lehrer.

1818 im Herbst gieng er nach Halle, 1819 nach Berlin auf die Universität und kehrte 1820 zurück.

1820 examiniert, in die Zahl der Geistlichen zu St. Gallen aufgenommen.

1821 April, Vikar in Sulgen = Erlen = Berg.

1822 August, Lehrer an der zweiten Primarklasse der öffentlichen Knabenschule.

1824 Prediger am Linsebühl.

1834 März, Diacon an der Stadtabteilung.

1835 Juni, zweiter Stadtpfarrer.

1837 Okt. 17., Verehelichung mit Anna Barbara Gähwyler von Oberuzweil.

In der erwähnten geistl. Stellung verblieb er bis an sein Ende. Daneben war er Mitglied der Kirchenvorsteuerschaft, des Schulrates, des Kirchenrates, des Examinationskollegiums und zahlreicher gemeinnütziger Gesellschaften. In humaner Arbeit für Arme und Kranke lag der Schwerpunkt seines Wirkens. Seit 1851 plagten ihn gichtische Leiden.

1865 März 7., Rücktritt vom Amte. Okt. 13., Tod.

Ob sich irgendwo ein Nekrolog oder biograph. Notizen über ihn finden, ist nicht bekannt.

und lasen nach Tisch Schleiermacher oder Jacobi oder etwas von Hegel. Der letztere sprach ihn nicht an, während ich dessen Schriften eifrig las. Nebenbei behandelten wir auch Predigt-themata mit einander. So trieben wir's ein Jahr lang, bis er als Lehrer nach St. Gallen versetzt wurde. Später wählte man ihn dort zum zweiten Stadtpfarrer. Da er ein sehr guter Sohn war, lebte er mit seiner Mutter zusammen, die verwitwet war. Erst nach ihrem Tode verheiratete er sich. Er war ein Mann wie Gold, von einer seltenen und unscheinbaren, aber kernigen Frömmigkeit; ich blieb mit ihm befreundet bis an seinen Tod (1865). Seit seiner Uebersiedelung nach St. Gallen bestimmten wir als Ort der Zusammenkunft Bernhardzell an der Sitter, wohin ein jeder von uns anderthalb Stunden Entfernung hatte.

Im Jahre 1847 den 23. November, am Tage der Schlacht bei Gislikon, hatten wir daselbst wieder eine Zusammenkunft mit einander; auf dem Wege dahin vernahm ich den Kanonen-donner. In dem Wirthshause, wo wir uns trafen, fanden wir viele Leute beisammen, darunter auch einige katholische Geistliche. Es wurde eifrig über den Sonderbund, die Lage des Vater-landes und über die Tagesfragen gesprochen. Das Gespräch lenkte sich dann auf das Gerücht, daß man die Fonds des aufgehobenen Klosters St. Gallen zur Begründung eines Bisthums St. Gallen benutzen möchte. Ich nahm lebhaft Partei für die St. Galler Regierung. Bald darauf winkte mir der Wirt auf die Seite und fragte mich, ob er mir jemand zur Begleitung nach Bischofszell mitgeben solle; die Gesellschaft sei durch meine Worte so erbittert, daß er fürchte, es könnte mir unterwegs etwas Böses widerfahren; es sei bereits vom Prügeln die Rede gewesen. Ich lehnte die Vorsorge des Wirtes ab und gieng allein nach Hause, ohne daß mir etwas Uebles begegnete. Damals war ich Mitglied des Großen Rates und ein eifriger Parteidäger gegen den Sonderbund. Wir befürchteten, daß, wenn dieser siege, die alte Knechtschaft über den Thurgau her-

einbrechen werde, und einige von uns hatten für diesen schlimmsten Fall Verabredung getroffen, nach Amerika auszuwandern.

Damit bin ich aber dem ordentlichen Gang meiner Erzählung voraus geeilt und will, um der Ordnung willen, den Faden wieder aufnehmen, wo ich ihn habe fallen lassen. Während der Zeit, da ich eifrig an der Thurg. Geschichte arbeitete, förderte Laßberg den Druck seines Liedersaals, womit er den Germanisten große Freude bereitete, namentlich mit dem Abdruck der Hohenemser Handschrift des Nibelungenliedes, der, im Anfang der zwanziger Jahre vollendet, erst 1846 in den Handel kam. Da Uhland sich mit dem Gedanken trug, den mhd. Dichter Hartmann v. Aue auf ähnliche Weise wie den Walter von der Vogelweide zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen, so forschte ich mit Laßberg nach Spuren seiner Herkunft,¹⁹⁶⁾ ohne etwas Sichereres zu finden. Glücklicher war Karl Lachmann, der 1824 auf Eppishausen zu Besuch war, mit Ulrich von Zatzikofen; diesen, den man früher nach Bayern verwiesen hatte, verlegte er zuerst der Sprache wegen in den Thurgau.¹⁹⁷⁾ Von Laßberg erhielt ich auch die Kopien der Zeichnungen des sog. Manessischen Codex, die ich ebenfalls nachbildete. Im Anfang des Jahres 1828 erwarb der Freiherr die Handschrift eines altfranzösischen Gedichtes *Le vœu du paon*, eine Art Alexandreis, welche das ritterliche Leben und die cours d'amour in Frankreich darstellte und interessante Zeichnungen enthielt.¹⁹⁸⁾ Mit den

¹⁹⁶⁾ Briefwechsel mit Laßberg in der Alemannia Bd. 15, 287. 241. Laßberg suchte wegen des Wappens seinen Sitz zu Wespersbühl bei Ellikon und machte ihn zu einem Dienstmann der (Reichen-) Au; Wackernagel versetzte ihn nach Au südlich von Freiburg, und neuerdings Herr Zeller-Werdmüller im Zürch. Taschenbuch 1897, S. 133, nach Eglisau. Man wird noch länger mit diesem Hartmann hausieren gehen müssen, bis man ihn sicher absezen kann.

¹⁹⁷⁾ Pfeiffers Germania 1868, S. 122. 490. 491.

¹⁹⁸⁾ Briefwechsel in der Alemannia Bd. 15, S. 242. Bd. 16, S. 20.

Germanisten erlaubte sich dāmals der junge W. Wackernagel, der noch in Berlin studierte, einen Scherz; auf Neujahr 1827 versandte er mit einer vorgedruckten Widmung an Hoffmann von Fallersleben ein Neujahrsblatt, betitelt: Zwei Bruchstücke eines unbekannten mhd. Gedichts. 1 Bogen in 4º mit einem Facsimile der angeblichen Handschrift und einer Zeichnung des Malers Bräuer. Das mhd. Gedicht, dem diese Bruchstücke angehören sollten, war eine reine Erfindung des mutwilligen Herausgebers. Lachmann ließ sich beim ersten flüchtigen Lesen täuschen, erkannte aber bald die Mystifikation, ohne sie so frech zu finden, wie sie manchem andern erschien. Laßberg witterte gleich beim 87. Verse: Sazt er sines schiltes rant b y d a z swert an die want wegen des niedersächsischen Akkusativs einen Norddeutschen als Verfasser; auch erkannte er in der Zeichnung der beiden kämpfenden Hirsche alsbald ein Plagiat aus Elias Niedingers Kupferstichen.¹⁹⁹⁾ Laßberg lieh mir ein interessantes Buch: Nūw Gsangbüchle von vil schönen Psalmen vnd geistlichen Liedern, durch etliche Diener der Kirchen zu Costenb vnd anderwo merklichen gemeret, gebessert vnd in gschicke Ordnung zusammengestellt v. v. Gedruckt zu Zürich by Christoffel Froschower Im Jar mdxl, worin vier geistliche Lieder von Fritz Jacob von Anwyl sich finden.²⁰⁰⁾

Nachdem ich unterdessen emsig an der Thurgauer Geschichte gearbeitet hatte, war ich damit so weit vorgeschritten, daß ich an die Herausgabe des ersten Bandes denken konnte, der die Landesgeschichte bis zum Schwabenkriege enthalten sollte. Man

¹⁹⁹⁾ Ueber diese Mystifikation des Studiosus Wackernagel s. Briefwechsel zw. Laßberg und Uhland v. Pfeiffer. Wien 1870, S. 91 und Germania 1868, S. 493.

²⁰⁰⁾ Sie sind wieder abgedruckt bei Phil. Wackernagel, Das deutsche Kirchensied. Bd. 3, S. 804–806. Ueber Fritz von Anwyl s. Thurg. Beiträge Heft 26 (1886), S. 124 fgg. Leu, Lexikon 1, 223. Litterar. Centralbl. 1895 Nr. 25, 880. Haller 4, Nr. 378

riet mir, das Werk selbst zu verlegen und zu diesem Zwecke, darauf subskribieren zu lassen. Im Oktober 1826 versandte ich eine Einladung zur Subskription. Von der Anzahl der Subskribenten hieng es ab, ob ich den Druck mit Anfang des künftigen Jahres, wenn das Neujahrsblatt (Dießenhofen) besorgt sein würde, konnte anfangen lassen. Die Regierung nahm die Anzeige dieses Vorhabens günstig auf.

Frauenfeld, 3. Nov. 1826. Der Kleine Rath des Cantons Thurgau an den Herrn Diacon Puppikofer in Bischofszell. Wohl-ehrwürdiger Herr Diacon! Ihre Zuschrift vom 1. d. M. hat uns von der von Ihnen beabsichtigten Herausgabe einer durch Sie bearbeiteten Geschichte des Thurgaus in Kenntnis gesetzt. Sowie es an sich schon erwünscht seyn muß, daß die Bewohner desselben ein solches sie über den ehemaligen Zustand und die Schicksale des Landes belehrendes und den Gemeinsinn erweckendes Werk erhalten, so gereicht es uns zum besondern Vergnügen, dasselbe aus einer Feder hervorgehen zu sehen, deren bisherige gelungene Arbeiten auch für dieses Unternehmen zu schönen Erwartungen berechtigen.

Indem wir Ihnen die durch Ihre Anzeige uns bewiesene Aufmerksamkeit hiermit bestens verdanken, versichern wir Sie, Herr Diacon, unserer vorzüglichen Achtung! Der Landammann, Präsident des Kleinen Raths: Anderwert. Der Staatschreiber: Müller.

Usteri in Zürich wollte sich die Empfehlung des Werkes in seinen Kreisen anlegen sein lassen.

Zürich, 21. Jenner 1827. Hochehrwürdiger, hochzuverehrender Herr! Die Thurgauischen Neujahrsblätter waren mir seit ihrem Entstehen eine erfreuliche Erscheinung gewesen, und ich danke Ihnen verbindlich für das gefälligst übersandte diesjährige.“

„Mit großem Vergnügen sehe ich hinwieder dann Ihrer Geschichte des Thurgaus entgegen. Ihrem Wunsche, daß ich darüber ein Wort öffentlich sagen möchte, habe ich in No. 2 der schweiz. Miscell., welche die Alargauischen Unterh. Blätter begleiten, bereits gethan, und ich werde es auch nächstens in d. Litt. Bl. der N. Z. Z. thun.“

„Ermunternd kann, was ich zu sagen habe, einzig nur seyn; eine warnende Stimme könnte höchstens die Art der Herausgabe betreffen. Vielfältige Erfahrungen haben dargethan, wie viel Unannehmlichkeiten, Zeitverlust und oft auch Schaden der Selbstverlag den Schriftstellern zuzieht, daher, wenn ein Verkommenis mit einem Verleger und Buchhändler möglich ist, man dabei allzeit sicherer fährt und Widriges verhütet.“

„Auf einem und anderem Weg wünsche ich, daß recht bald Ihr Geschichtswerk, m. Hochzuverehrender Herr, ans Licht treten und viel Gutes im engern und weitern vaterländischen Kreise befördern möge!“

„Empfangen Sie die Versicherung m. Hochachtung und aufrichtigen Ergebenheit
Usteri.“

Das Manuskript übergab ich am 23. Februar 1827 dem Freiherrn von Laßberg zur Durchsicht und Beurteilung. Was ich in der Geschichte thun konnte, war, ohnedies nur durch seine Gewogenheit aufgemuntert, zum Keime geworden und in Stengel und Laub aufgestiegen; durch seine fortgesetzte Pflege konnte wohl auch noch die Blüte und Frucht hervortreiben. Am 2. April sandte er mir's mit manchen schriftlichen Bemerkungen zurück.

Um mein Ms. zu ergänzen, machte ich im Sept. 1827 eine Forschungsreise nach Basel, Straßburg, Karlsruhe und Freiburg, von wo ich manche erwünschte Ausbeute nach Hause brachte. Die Gelegenheit war nämlich günstig; ich besuchte die Versammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft und konnte von dort aus die genannten Punkte schnell erreichen. Basel hatte ich noch nie gesehen; dort wünschte ich mehrere Männer und die Verhältnisse meines Bruders, der daselbst studierte, kennen zu lernen.

Am Freitag den 7. Sept. gieng ich früh morgens von Bischofszell nach Sulgen, um dort den Pfarrer Anmann abzuholen, der mich ein Stück weit begleiten wollte; ich traf aber alles noch unvorbereitet an. Der Pfarrer meinte, um 9 Uhr abzureisen sei früh genug, und da mußte ich immer mahnen,

daß er doch eile; denn zu Fuß in drei Stunden nach Konstanz zu gehen und erst noch die Postkarten zu lösen und etwas zu speisen, sei für uns fast zu viel. Endlich nach 8 Uhr konnten wir uns auf den Weg machen. Bis nach Dippishausen führen wir, und von dort gieng's zu Fuß.

In Konstanz saßen wir um 12 Uhr im Eilwagen und hatten einen Franzosen und einen Engländer zu Gesellschaftern. Beide waren sehr gesprächig; allein dem Sohne Albions ward es sehr schwer, sich verständlich zu machen. Deutsche, französische und englische Wörter warf er bunt durcheinander. Wir fuhren auf der schwäbischen Seite des Sees hinunter durch Altenstadt, Wolmatingen und Radolfzell. Letzteres war ein Städtchen wie Bischofszell, nur nicht so hübsch. Die Kirche ist auch ganz der Bischofszellischen ähnlich, nur daß der Thurm oben eine Altane hatte, was mir sehr gut gefiel. Von Radolfzell nach Singen und Schaffhausen fuhr ein junger Kanzlist mit uns, der noch keinen Bart hatte, und dennoch schon sechs Jahre im Dienst zu stehen sich rühmte; er war sehr fett, freundlich und gesprächig. Aber auch den guten Wein wußte er zu schätzen. Als wir beide Geistliche und der Engländer in Singen, wo ich drei Jahre zuvor mit Dr. Scherb übernachtet hatte, uns etwas erfrischen wollten und uns an der schlechten Wirtschaft so sehr ärgerten, daß der Engländer wegen des Kirschwassers fast Händel mit dem Wirt bekommen hätte und wir den Wein stehen ließen, wartete der Kanzlist bis an die Grenze des Kantons Schaffhausen, wohin er voraus lief, und dort ließ er sich eine Flasche Wein einschenken, den er nicht genug rühmen konnte. Wir waren im Postwagen geblieben, und weil wir ein wenig auf ihn warten mußten, fieng der Engländer an, über den jungen Schlemmer seine Bemerkungen zu machen, er sei ein fettes Schwein, ein unnützer Mensch, ein Mann ohne Bart &c. &c. Als der Kanzlist in den Wagen zurückkehrte, nahm der Engländer alle seine Sprachkraft zusammen, um ihn zu verbieren:

„Wohl schmeck? Nich gut, so viel trink, so viel eß! Dick Mann, fett Mann! Apoplexie, ja gewiß Apoplexie!“ Er wollte damit sagen, solche Fettleibigkeit seze ihn der Gefahr aus, von einem Schlagfluß getroffen zu werden. Der Kanzlist machte dazu ein ganz verlegenes Gesicht.

Abends um 7 Uhr kamen wir in Schaffhausen an, nahmen in der Krone schnell ein ständiges Nachteßen, und um 8 Uhr gieng es wieder drauf los, wie wenn wir vor einem Feinde flöhren. Unser sechs Personen aber waren in den Wagen eingepackt, so daß wir sehr enge saßen. Ueber Neunkirch, Lauchringen, Thüngen kamen wir nachts um 1 Uhr in Waldshut an, wo ich mich von der Gesellschaft trennte und im Rebstock den Wirt aufwecchte. Er wies mir ein schönes Zimmer an, und so legte ich mich, ohne etwas zu genießen, zur Ruhe und schlief bis 6 Uhr. Ich hätte nun gern den katholischen Dekan Sohm besucht, der eine Geschichte der Pfarrei Waldshut (1820) geschrieben und den ich in Baden²⁰¹⁾ kennen gelernt hatte; allein als ich die Straße hinunterlief, kam er mir an der Spitze einer Prozession entgegen; denn es war das Fest Mariä Geburt (8. Sept.); daher konnte ich ihn jetzt nicht besuchen. Auf einem Brunnen der Stadt sah ich ein schönes, neues steinernes Bild; ein Frauenzimmer, das auf der Weltkugel steht, gegen den Himmel sieht und das Haar über den Rücken herunterwollen läßt; um den Kopf hatte es einen frischen Kranz von Blumen. Der Blumenkranz fiel mir besonders auf; deshalb stand ich still und fragte ein altes buchliches Mütterchen, was das für ein Bild sei; sie aber sagte so rauh und ärgerlich: „Maria Mutter Gottes“, daß ich nichts weiter fragte. Nachher erfuhr ich, daß die Brunnenstatue zur Ehre von Mariä Geburt so bekränzt worden sei. Ich hätte mit meiner Abreise gerne gewartet, bis der Nebel sich verzogen; allein so lange wollte ich nicht warten.

²⁰¹⁾ S. Thurg. Beitr. Heft 37 (1897), S. 178.

Als ich aber außerhalb des Städtchens mich befand, ward das Thal je mehr und mehr nebelfrei, und wenn ich nach Waldshut zurück schaute, so war dort immer noch dichter Nebel. Vielleicht kam das daher, daß gegenüber die Aare mit dem Rhein sich vereinigt und diese Zusammenströmung die Dünste hervortreibt.

Die Fußwanderung ergötzte mich nun viel mehr als das Fahren; zum Glück traf es sich, daß überall alles in festlichem Schmucke zur Ehre der hl. Maria in die Kirche zog. Auf der Straße nach Albrugg sah ich viele alte und neue Trachten und Moden: die Männer mit einem roten Leibhemd angethan, das vorn wie eine Nachtschlutte der Kinder aussah und in die Hosen geschoben war; darüber Röcke, deren Gestalt bis auf die Hüften ganz breit herunterlief und dann doch nur ganz kurze Schossflügel hatte, die nicht bis auf die Kniee reichten; die Halskragen der Röcke klein und der Hals bloß, die Hüte breit. Aber noch auffallender war mir die Tracht des Weibsvolkes: ihre kurzen schwarzen Röcke und roten Strümpfe, und auf dem Kopfe ein vierseitiges Hütchen, oder ein Kränzchen, oder ein runder gelber Strohhut, oder eine Schwabenkappe, oder ein Häubchen von schwarzen Seidenbändern.²⁰²⁾ In Hauenstein bestieg ich die Burg, wo der letzte Graf, Hans vnn Habsburg-Laufenburg, als ausgehauster Edelmann seine Tage verlebt hatte.²⁰³⁾ Die Ruine ist sehr weitläufig, mit der Aussicht über einen großen Theil des Thales. — In dem Dorfe Dogern fand ich eine artige Kirche und hörte darin einen gar schönen Festgesang, dessen Strophen sich mit dem Refrain endeten: „Ich bin dazu noch nicht bereit; es mangelt mir das Hochzeitkleid.“ — Laufenburg ist zwei Stunden von Waldshut entfernt und hat seinen Namen wohl daher, daß der Rhein hier durch zerrißene Felsen hindurch läuft

²⁰²⁾ Vgl. Jos. Bader, Badenia 1840, S. 82 fg. 1859, S. 204 fg. und Scheffel im Stuttg. Morgenblatt 1850.

²⁰³⁾ Badenia 1859, S. 179—183. Abbildung der Ruine Hauenstein, Badenia 1844, S. 152.

und das Durchschiffen fast unmöglich macht. Ich langte daselbst um 11 Uhr an und besuchte die schöne Kirche, welche ähnliche Bauart wie die in Bischofszell hat, aber nicht so plump ist. Sie steht an einem Hügel, auf dessen Felsenspitze das alte Schloß Laufenburg stand, von dessen Ruine herunter man das ganze Städtchen und die Rheinströmungen übersieht. Ein Deutscher, der nach mir den Schloßhügel bestieg, holte mich, als ich von Laufenburg weiter gereist war, in Murg ein. Unter Gesprächen kamen wir nach Seckingen, einem Städtchen und Kloster, das vom hl. Fridolin schon vor 13 Jahrhunderten gestiftet wurde, artig und neu gebaut ist, aber keine Merkwürdigkeiten enthält. Wir tranken da ein Glas Bier; mein Begleiter gab sich als einen Studierenden der Rechte Namens Kaltshmidt aus Lübeck zu erkennen. Er reise, sagte er, nach Chur, wo sein Bruder Professor sei, befindet sich bald vier Monate auf der Reise von Göttingen hieher sc. sc. Er begleitete mich noch bis nach Beuggen, wo eine Gesellschaft von Basler Herren im Jahre 1819 in dem ehemaligen Ritterhause eine Anstalt für arme Knaben und eine Lehrerbildungsanstalt eingerichtet hatten. Ein Sohn des Pfarrers Ludwig ist dort erzogen worden; auch der „unnütze“ Engeli war ein halbes Jahr dort und amtete jetzt in der Nähe als Lehrer. Acht aus der Sklaverei erkaufte Griechenkinder wurden mit etwa 60 elternlosen Kindern erzogen und 17 Schullehrer instruiert. Zum Leidwesen waren fast alle Zöglinge und Lehrer abwesend auf einem Spaziergange begriffen, so daß ich nur einige Dutzend Mädchen beim Bohnenabziehn und Stricken sehen konnte. Doch wurde ich im ganzen Hause herumgeführt und überzeugt, daß die Anstalt nicht nur höchst wohlthätig und rühmlich, sondern auch in den meisten Stücken zweckmäßig eingerichtet sei.

Mein Reisegefährte hatte die Sohlen seiner Stiefel losgetreten, und wir meinten, er werde in dem nahen Rheinfelden eher einen Schuster finden als in einem Dorfe; überdies rückte die Nacht heran. Der Mensch fiel mir indessen um so mehr

auf, je näher ich ihn betrachtete. Er hatte einen stärkern Bart als ich, außerdem eine Schramme über die Wange herunter. Auch aus meinen examinierenden Fragen merkte ich, daß es mit seinen Studien nicht weit her sei. Ich wäre ihn nun gerne los gewesen; allein er hing wie eine Klette an mir; er kam mit, und in Rheinfelden wurde uns sogar dasselbe Zimmer zur Nachtruhe angewiesen. Ich argwöhnte, der ungerathene Sohn, wofür ich ihn zu halten anfing, könnte wohl mit meinen Stiefeln davon laufen oder mich sonst bestehlen wollen, nahm daher meine Hosen ins Bett herein und wollte die Nacht hindurch ab und zu horchen, ob der Kerl nichts Schlimmes zu unternehmen gedenke. Ich bedachte, daß es besser gewesen wäre, wenn ich ein eigenes Zimmer begehrt hätte. Allein erst morgens um halb fünf Uhr erwachte ich wieder, als Kaltshmied aufstand und im Hause Lärm machte, um den Schuster aufzusuchen, der ihm abends zuvor die Stiefel zu flicken versprochen hatte, den jungen Mann aber jetzt unverrichteter Dinge weggeschickt, da man am Bettage (9. Sept.) nicht arbeiten dürfe. So zog der gute Lübecker mit seinen zerbrochenen Stiefeln weiter, und ich hatte umsonst mich gefürchtet.

Am Sonntag morgen besah ich das Städtchen Rheinfelden. Es ist etwas größer als Bischofszell, hat aber ein älteres Ansehen. Auffallend war es mir, in diesem Städtchen zwei aufgehobene Klöster zu sehen, deren Kirchen mit Holz angefüllt waren; in der Schweiz waren doch alle Klöster bisher unangefochten geblieben. Allein dieses Rheinfelden mit dem Triethal hatte bis 1802 unter österreichischer Herrschaft gestanden, und da war es seinen Klöstern freilich nicht besser als den österreichischen gegangen. Mitten im Rheine stehen die Ueberbleibsel einer Burg, auf welcher vormals Kuno von Rheinfelden und sein Sohn Rudolf wohnten, welcher nach der Absetzung Heinrichs IV. 1077 zum König erwählt und in der Schlacht an der Elster 1080 getötet ward. Im dreißigjährigen Kriege

sollten die Schweden dieses Schloß (weil österreichisch) sieben Jahre lang belagert und endlich, als die Belagerten ihre letzte Kuh, die sie noch das übrige Korn hatten fressen lassen, hinaus jagten, wieder verlassen haben, weil sie wußteten, es sei noch Vorrat in der Festung. Der Rhein strömt hier sehr stark.

Noch ganz im Nebel wanderte ich um 8 Uhr weiter nach Baseläugst, wo einst die Römer eine große Stadt, Augusta, bewohnt hatten. Als ich nahe dabei war, hörte ich zur Rechten der Straße in einer Kirche ein Geläute und gewahrte nun durch den Nebel ein Dorf, dessen Name Kaiseräugst mir von einem Bauer angegeben wurde. Ich vermutete, da müsse wohl auch etwas Besonderes gewesen sein, weil der Ort einen so vornehmen Namen trug, und gieng deshalb von der Straße ab nach dem Dorfe hin. In demselben Augenblick hörte ich hinter mir rufen; es war der Major Mörikofer, der mit Regierungsrat Hirzel nach Basel reiste, mir mein Päckchen abnahm und mich in Baseläugst zu erwarten versprach. In Kaiseräugst fand ich wirklich die Überreste der Ringmauern jener ehemals römischen Stadt,²⁰⁴⁾ hörte auch von den Bauern erzählen, wie man in den Wiesen, Acker und Gärten Geld, Grabsteine &c. &c. gefunden, alles aber an Fremde verkauft habe. Meine thurgauischen Landsleute erwarteten mich unterdessen in Baseläugst, wo ich bald anlangte. Da sie aber zu ihrer Unterhaltung einen Garten besuchten und ich sie in dem bezeichneten Wirtshause nicht antraf, erkundigte ich mich inzwischen nach den römischen Ruinen, die in der Nähe dieses Dorfes noch zu sehen sind, und ich fand so glücklich alles Merkwürdige, daß ich mehr gesehen als die beiden andern Herren, die doch unterdessen mit einem Führer auf denselben Zweck aus gegangen waren.

Mit meinen neuen Reisegefährten fuhr ich dann nach Basel und stieg im Wilden Mann ab. Es war Sonntag mittags

²⁰⁴⁾ Sie sind beschrieben im Anzeiger 4, 5. 5, 471, in der Rauracis 1827 und 1830 und in den Bassler Mittheilungen.

gegen 1 Uhr, als ich dort anlangte. Sobald man sich der Stadt nähert, bemerkt man, daß hier großer Reichtum zu Hause ist; denn die Stadt ist von allen Seiten mit den schönsten Landgütern umgeben, und auch in der Stadt selbst sind viele schöne Häuser und Gärten, obgleich die Straßen meistens schmal und krumm sind wie in Zürich.

Meinen Bruder suchte ich an dem untern Ende der Stadt, während er, gerade am Tage vorher, seine „Bude“ verlassen und nahe bei dem Wilden Mann eine andre gemietet und bezogen hatte. Ich wollte hierauf den Pfarrer Ammann besuchen, fand ihn aber nicht bei Pfarrer Heß. Dieser hingegen anerbte mir einen Spaziergang und führte mich auf eine Anhöhe etwa eine halbe Stunde von Basel, wo ich die Stadt und ihre Umgebung sehr gut überschauen konnte.

Den Montag (10. Sept.) Vormittag brachte ich mit Besuchen zu bei Rektor Hanhart (einem Thurgauer), Antistes Falkenstein u. s. w. Bei letztem fand ich einige Beiträge zur thurgauischen Geschichte, ebenso auf der Bibliothek. So spazierte ich mich am Nachmittage gleichfalls fast müde auf dem Pflaster. Dienstag (11. Sept.) von halb 8 bis 2 Uhr dauerten die Verhandlungen der Gemeinnützigen Gesellschaft, das Mittagessen bis 5 Uhr und von halb 7 bis 9 Uhr ein Konzert.

Den Rest der Reisebeschreibung entnehmen wir einem Briefe P.'s an seinen Schwager Dr. Rüsch vom 7. Oktober 1827. — „Ich lernte die Rheingegend von Basel bis Kehl kennen, sah während meines dreitägigen Aufenthalts in Basel manche litterarische Merkwürdigkeit; in Straßburg und Freiburg bestieg ich die herrlichen Münsterthürme, stöberte einige Stunden im Großherzoglichen Landesarchiv zu Karlsruhe zum Behufe meiner Geschichte und besah mir einige Bibliotheken. Ich überzeugte mich auß neue, daß man nur von dem recht deutliche Begriffe gewinnt, was man selbst gesehen, und daß ich daher, um manches recht zu wissen, was ich schon zu wissen glaubte, noch recht viele Reisen machen müsse. Nur dies war bei meiner Rheinreise etwas nach-

teilig, daß entweder mein Weg zu weit oder die Zeit zu knapp zugemessen war."

„Am 12. Sept. reiste ich von Basel früh morgens um 5 Uhr ab und war am Abend in Straßburg; den 13. brachte ich in Straßburg zu; am 14. gieng der Weg durch Baden-Baden und Rastatt bis an das Thor von Karlsruhe. Der 15. wurde in Karlsruhe verlebt. Am 16. übernachtete ich bei Offenburg, am 17. in Freiburg; von Freiburg entfernte ich mich wieder am 19. und am 21. Sept. abends war ich zu Hause. Hätte ich etwas langsamer reisen können, so hätte ich zwar kaum viel mehr gesehen; denn ich kann sagen, daß ich keine Minute verplemperte, als vielleicht in Freiburg mit dem närrischen Professor Münch, der zwar pausbackig über die Aristokratie und den Jesuitismus schimpfte, schwerlich aber gegen eine fette Pfründe stand halten würde, und jetzt wirklich in niederländische Dienste tritt. Auf dem Schwarzwalde war ich in jenem Gewitter, das bei Stühlingen 5 Ochsen erschlug. Mein Schrecken dabei war zwar nicht groß; aber ich erkältete und vernähte meine Füße zwei Tage lang im Vertrauen auf meine durch die Reise gestärkten Kräfte so unbesonnen, daß ich einen kleinen Katarrh und ein heftiges Kopfweh nach Hause brachte und wirklich mehrere Tage lang behielt. Darüber machte mir nun freilich meine Frau kein gutes Gesicht, und sie meinte, es wäre gescheiter gewesen, nach Baden zu gehen und gesund heimzukehren, als auf dem Straßburger Münster und im Karlsruher Archiv den Schnupfen zu holen. Sie mochte in gewisser Hinsicht recht haben; allein dann hätte ich ja in der Straßburger Bibliothek nicht den Hortus deliciarum gesehen, eine Handschrift auf tischgroßem Pergament von mehrern hundert Blättern mit den schönsten Gemälden, durch die Nonne Herrat von Landsberg um 1180 angefertigt; auch hätte ich nicht die römischen, celtischen und deutschen Alttümer, welche die Gelehrten Schöpflin und Oberlin gesammelt haben, bewundern und anstaunen können, und die Gemälde von Holbein, das Grabmahl des Marschalls von Sachsen und so vieles andre.“

Nachdem ich wieder zu Hause war, arbeitete ich eifrig an der Thurgauer Geschichte; ein Theil der Handschrift des ersten Bandes war schon nach St. Gallen in die Druckerei von Wegelin und Räzer geschickt, und als Laßberg um Martini herum mich

mit Agathias bekannt mache, war es schon zu spät, ihn für den Text zu benutzen; denn der Druck war bereits bis zum siebenten Jahrhundert vorgerückt.

P. an seinen Schwager Dr. Rüsch, Mai 1828. — „In deinem letzten Briefe hast Du es ja eigentlich darauf angelegt, meinen Autorstolz zu kränken. Du sagst mir, Johannes Müllers Darstellungen gefielen Dir besser als die meinigen; Du nehmest Dir aber für Deine Appenzeller Geschichte²⁰⁵⁾ Zschokke, nicht mich zum Muster, und hoffest, auch populärer als ich zu werden, somit auch gemeinnütziger für Deinen Kanton als ich für den meinigen; ja, Du nimmst Dir heraus, in wenigstens soviel Monaten, als ich Jahre gebraucht, eine Kantonal-Geschichte zu schreiben. Sollte ich nicht böse, sollte ich nicht neidisch oder gar gehässig werden? Warte, ich hänge Dir eine Zeitungsfehde an und schreie Dich als einen historischen Pfuscher aus, wie Euer Herr Zellweger es dem Rathsschreiber Schäfer mit der neuen Appenzeller Chronik gethan hat! So will ich Dich zum Leisten zurückschustern, daß Du nur noch an die „Bäder“ und nicht mehr an die historische Kritik denkst. Doch nein, ich will die Stelzen wegwerfen und zu der mir natürlichen Sprache zurückkehren.“

„Dß Du die Appenzeller und Schweizergeschichte so freudig, ich will nicht sagen studierst, sondern verarbeitest, freut mich sehr; ich werde auf diese Weise ein neues Feld der Unterhaltung mit Dir gewinnen. Dß Du meine Neujahrsblätter mit Müllers Geschichte vergleichst, wäre für mich große Ehre, wenn nicht jeder Kenner Dich wegen einer solchen Vergleichung belächelte. Meine Neujahrsblätter, besonders die ersten, sind nur Versuche in einem ganz ungeübten Fach; die Thurgauische Geschichte, von welcher nun 16 Bogen gedruckt sind, könnte etwas besser sein. Wenn Dir über die den Thurgauern und Appenzellern gemeinsamen Parthien irgend etwas dunkel ist, so muß ich Dich auf diese verweisen: da gebe ich überall die Gründe an, warum ich von der gewöhnlichen Darstellung abweiche. Willst Du das Gründlichste suchen, so laß Dir von Hrn. Kaspar Zellweger Goldasts Rerum Alamannicarum

²⁰⁵⁾ Eine selbständige Geschichte des Kantons Appenzell von Rüsch ist nicht bekannt. Hingegen erschien aus seiner Feder eine Fortsetzung zu Wesslers Appenzeller Chronik von 1732—1789. Schaffhausen 1837; ferner das Gemälde von Appenzell 1835.

scriptores aliquot geben und studiere da die lateinisch geschriebenen casus monasterii S. Galli: diese sind die Quelle, aus der alle Geschichtschreiber schöpften; getraust Du Dir nicht, sie allein zu lesen, so wollen wir sie gemeinsam lesen, wenn ich zu Dir komme, und kann oder will Herr Zellweger Dir das Buch nicht leihen, so nehme ich mein Exemplar mit, obwohl es in-folio ist. Vernachlässigt werden darf auch von Arx²⁰⁶⁾ nicht; hier würdest Du noch manche Ergänzung zu Walzers Chronik und Hartmann²⁰⁷⁾ und Müller finden. Ich weiß wohl, Zellweger ist nicht gut auf v. Arx zu sprechen, sondern wirft ihm Parteilichkeit und Untreue vor, und allerdings verräth sich der Mönch nur zu oft in seinen Darstellungen. Gleichwohl thut man dem guten Arx zu viel Unrecht. Er ist im Grunde so treu wie Müller, dessen Schilderungen und Darstellungen manchmal auch recht kräftig über die Schnur hauen, wie ich Dir verschiedene Stellen citieren könnte. Aber Müllers Verzeiht man das freilich eher, weil er, auch wenn er fehlt und irrt, noch erfreut, so daß man wünschen möchte, es wäre so gewesen, wie er sagt."

„Meine Thurgauer Geschichte ist bei dem 16. Druckbogen stecken geblieben. Der Buchdrucker sagt, er habe soviel zu thun und dabei so wenige Arbeiter, daß er eine Pause von einem Monat habe machen müssen. Dies macht mich z. Th. verdrießlich, z. Th. lasse ich es zu den vielen andern Unvollkommenheiten des Erdenlebens mitlaufen.“

PS. „Die Geschichte der Schlacht bei Schwaderloh²⁰⁸⁾ lasse ich für die Sempacher Gesellschaft, die dort sich versammelt, besonders abdrucken.“

Dr Regierung übersandte ich die ersten 18 Bogen zur Einsicht mit der Anfrage, ob ich ihr das Werk dedicieren dürfe. Ich erhielt darauf folgende Antwort:

206) Ildephons v. Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen. 3 Bde. St. Gallen 1810—1813. 8°. Dazu Berichtigungen und Zusätze. St. Gallen 1830.

207) G. L. Hartmann, Geschichte der Stadt St. Gallen. St. Gallen 1818 8°.

208) Sie steht auf Seite 304—307 des ersten Theiles der ersten Auflage.

„Frauenfeld, den 31. May 1828. — Der Kleine Rath des Kantons Thurgau an den Herrn Diacon Pupikofer in Bischofszell. Wohllehrwürdiger Herr! Das von Ihnen begonnene Unternehmen, die Geschichte des Thurgaus zu schreiben, verdient schon an sich beyfällige Anerkennung.“

„Die uns im Begleit Ihrer Zuschrift vom 28. laufenden Monats zur Einsicht übersandten 18 Bogen der ersten Hälfte des Werkes geben den Beweis, daß Sie sich der Lösung der Aufgabe durch umsichtige Benutzung der Quellen, die sich Ihnen dargeboten haben, mit günstigem Erfolge angelegen seyn lassen.“

„Es gereicht uns daher zum Vergnügen, Sie durch die Annahme der uns zugedachten Dedication Ihrer Arbeit zur Fortsetzung derselben aufzumuntern.“

„Empfangen Sie, Wohllehrwürdiger Herr, dabei die Versicherung unsrer besondern Achtung! Der Landammann, Präsident des Kleinen Raths: Morell. Der Staatsschreiber: Müller.“

Endlich zu Anfang des Monats Juli war der Druck des ersten Bandes vollendet und erschien unter folgendem Titel: **Geschichte des Thurgaus von J. A. Pupikofer, Diacon an der Evangelischen Pfarrgemeinde zu Bischofszell. Erste Hälfte. Von der Urzeit bis zum Jahre 1499. Mit Urkunden und Nachweisungen. Bischofszell, bei dem Verfasser, und Zürich, in der Trachsler'schen Buch- und Kunsthändlung 1828. (314 Seiten Text. Erste Beilage. Urkunden 144 Seiten. Zweite Beilage. Nachweisungen 48 Seiten). Zusammen 506 Seiten. 8°.**

Die Dedication lautet: „Der hohen Regierung des Kantons Thurgau, besonders den hochgeachteten Herren:

Herrn Landammann Morell,
Herrn Landammann Anderwert,
Herrn Landesstatthalter Hanhart,
Herrn Regierungsrath Freyemuth,
Herrn Regierungsrath Angern,
Herrn Regierungsrath Grav von Thurn,
Herrn Regierungsrath Hirzel,
Herrn Regierungsrath Wegelin,
Herrn Regierungsrath Müller,
mit ehrfurchtsvoller Ergebenheit gewidmet.

Folgende bibliographische Notizen dürften dem Benutzer des Werkes nicht ganz ohne Vorteil sein. Es wurden zweierlei Ausgaben veranstaltet, die eine mit Urkunden und Nachweisungen: 200 Ex. auf Druck- und etwa 12 Ex. auf Schreibpapier. Letztere wurden nicht verkauft, sondern geschenkt, z. B. an die Kantonsbibliothek, an die Bibliothek des Kirchenrats, an Laßberg, an Jacob Grimm u. a. Die andre Ausgabe ohne die Beilagen war in 400 Ex. gedruckt. Um hier gleich vorauszunehmen, was in dieser Beziehung das ganze Werk betrifft, so steht beim zweiten Bande (1830) nichts mehr vom Selbstverlag, sondern es ist unterschrieben die Trachsler'sche Buch- und Kunsthandlung in Zürich. Da diese Handlung in der Folge failierte, so gelangten eine Anzahl Exemplare des Werks an die Antiquare; eine andre Anzahl wurde, wie man mir sagte, makuliert und zwar auch solche mit den Beilagen.

Von den Behörden, denen ich Exemplare geschenkt hatte, erhielt ich Dankschreiben:

Frauenfeld, den 15. Juli 1828. Der Kleine Rath des Kantons Thurgau an den Herrn Diacon Puppikofer²⁰⁹⁾ in Bischofszell. — Wohllehrwürdiger Herr! Mit besonderm Vergnügen empfingen wir in Begleit Ihrer Zuschrift vom 8. d. M. das uns übersandte Dedications=Exemplar des ersten Bandes der von Ihnen verfaßten Geschichte des Thurgaus.

Wir lassen dasselbe als schätzbare Urkunde Ihrer kennnisreichen Thätigkeit und Ihres Bürgersinnes in die Kantonsbibliothek niederlegen, und schließen hinnieder zu Ihren Händen hier diejenige Gratification²¹⁰⁾ an, welche Sie als beysällige Anerkennung Ihrer verdienstlichen Bemühung aufnehmen wollen.

Damit verbinden wir zugleich die Versicherung unsrer Hochschätzung. Der Landammann, Präsident des Kleinen Raths: Anderwert. Für den Staatschreiber der Regierungs=Sekretair: Wanaz.

²⁰⁹⁾ Die Staatskanzlei schrieb den Namen, wie er bisher geschrieben wurde, s. Heft 35, S. 71.

²¹⁰⁾ Vermuthlich wie beim Empfang des zweiten Bandes 10 Louisd'or.

Frauenfeld, den 21. Juli 1828. Der Evangelische Administrationsrath des Kantons Thurgau an Herrn Diacon Pupikofer in Bischofszell. — Wohllehrwürdiger Herr Diacon! Mit besonderm Wohlgefallen haben wir den ersten Theil von Thurgaus Geschichte, womit Sie unsre Bibliothek zu beschicken sich bewogen fühlten, in Empfang genommen als einen Beweis, wie verdient sich ein Mann auch neben seinen Amtspflichten um seine Nebenmenschen zu machen im Stande ist, wenn ein rein wissenschaftlicher Geist verbunden mit echtem Patriotismus, ihn beseelt. Bietet sich uns die Gelegenheit dar, Ihnen Beweise zu geben von der Anerkennung Ihrer wohlmeinenden Bestrebungen, so werden wir uns daraus eine Freude machen.

Was dann Ihr Anerbieten betrifft, einen historischen Umriss von Thurgaus Geschichte für die Jugend²¹¹⁾ zu entwerfen oder dafür Hand zu bieten: so haben wir ein Mitglied unsrer Behörde, nähmlich den Herrn Pfarrer Benker, beauftragt, deshalb mit Ihnen Rücksprache zu nehmen.

Inzwischen versichern wir Sie, Wohllehrwürdiger Herr, unsrer freundschaftlichen Hochschätzung. Der Geschäftsführer des Evangelischen Administrations-Raths: Sulzberger, Antistes. Für das Aktariat: J. Denzler, Pfarrer.

Am 7. August 1828 hielt der Sempacher Verein seine achte Jahresfeier im Schwaderloch. Administrationsrat Kesselring von Boltshausen sandte seiner Rede die Erzählung meiner Thurg. Geschichte von der gefeierten Schlacht voran. Das war nicht nur für die Belehrung des anwesenden Volkes, sondern auch für manche Mitglieder, die das neue Werk noch nicht kannten, ein glücklicher Gedanke auf der Wahlstatt.²¹²⁾

Zürich, 24. Oktober 1828. Herrn Diacon Pupikofer in Bischofszell. — Indem wir Ihnen anbei die 4. Supplementlieferung zum Stielerschen Handatlas als Fortsetzung übersenden, sind wir

²¹¹⁾ Wurde erst später verwirklicht, auf Antrag des Seminar-Direktors Wehrli, in dem Büchlein: Kurze Beschreibung und Geschichte des Kantons Thurgau f. d. Schulen des Kantons Thurgau. Frauenfeld, Ch. Beyel 1842. 12^o. Verbesserte Auflage. Ebendas. 1844. 12^o. Preis geb. 16 fr.

²¹²⁾ Thurg. Ztg. 1828, Nr. 33 vom 16. August.

so frei anzufragen, ob wohl die Vollendung des Druckes der Urkunden und Nachweisungen bald zu gewärtigen sei. Wir sind nämlich im Fall, eine Sendung nach Leipzig zu machen, die nicht lange aufgeschoben werden kann, und die die letzte in diesem Jahre ist; es wäre uns daher lieb, wenn wir gleich einige Exemplare Ihrer thurgauischen Geschichte beipacken könnten. Wenn bis zum 6. künftigen Monats darauf zu zählen wäre, so haben Sie wohl die Güte, uns davon in Kenntnis zu setzen; wo nicht, so müßte die Versendung des Werkes bis zur neuen Rechnung des künftigen Jahres verschoben werden. Mit Hochachtung ergebenst: Drachselsche Buch- und Kunsthandlung.

Reise nach Italien.

Nachdem der Druck des Textes vom ersten Band meiner Thurgauer Geschichte vollendet war, fand ich Gelegenheit, mir eine Erholung und eine Erweiterung meines Gesichtskreises zu verschaffen. Es war dies eine Reise nach Italien, die ich mit Freund Glinz verabredete; gemeinschaftlich mit ihm und einem ihm empfohlenen Engländer sollte dieselbe unternommen werden.

Am Sonntag den 13. Juli 1828 nachmittags begab ich mich in dieser Absicht von Bischofszell nach St. Gallen, nicht ohne schweren Abschied von Hause, indem man damals eine längere Reise in fernes Land nicht so leichten Herzens unternahm wie heutzutage. Am Mittwoch (16. Juli) brachen wir auf, zu Fuß, wie man damals noch reiste, und mit dem Tornister auf dem Rücken. Eine Anzahl Bekannter und Freunde aus St. Gallen wollten uns noch bis nach Cleven jenseit der Schneeberge begleiten. Unsre nächste Station sollte Pfäffers sein, dessen merkwürdige Quelle wir zu besuchen gedachten. Wir hatten unterwegs eine längere Unterredung streitbarer Natur mit einem unsrer Begleiter, dem Reallehrer Engwyler von St. Gallen, geführt. Dieser behauptete, der Geist des Menschen vermöge den natürlichen Hang des Leibes zum Schwindel zu beherrschen, während ich diese Behauptung bestritt und vielmehr aufstellte, der mensch-

liche Geist besitze diese Macht nicht, wenn der Körper einmal vom Nervenschwindel behaftet sei. Die Folge sollte lehren, daß ich Recht hatte. In Pfäffers wollten wir durchaus die warme Quelle sehen; zu diesem Ende mußten wir auf einem schmalen Stege, der ohne Lehne war, hineingehen. Nicht ohne Bedenken unternahmen wir das kühne Wagnis, voran der Führer, dann ich, dann Glinz, hernach der Engländer und die übrigen. Nach der Rückkehr gestanden alle, ihre Kniee hätten während der gefährlichen Passage gezittert. Wir trafen Engwyler, wie er sich mit geschloßnen Augen rückwärts an einen Felsen lehnte und in dieser Lage den Schwindel zu überwinden sich bemühte. Er aber beharrte bei seiner Behauptung von der Macht des Geistes über den Körper, und so blieb der psychologische Streit unerledigt. Von Pfäffers marschierten wir nach Chur, alsdann am Donnerstag (17. Juli) durch das Thal des Hinterrheins, hinauf gen Thusis über die schauerliche Via mala nach Andeer (8 Std.) und dann am Freitag (18. Juli) über den Splügen. Nachdem wir auf der Höhe oben zum ersten Male den Anblick des italienischen Himmels genossen hatten, stiegen wir fröhlich und wohlgemut in das Jakobsthal hinunter und kamen endlich in 12 Stunden zu Cleven auf italienischem Boden an. Dazumal pflegte man die alten Täfernen aufzusuchen, und so begaben wir uns insgesamt in das Gasthaus zur alten Post, wo wir trefflich bewirthet wurden. Am Tische hörten wir ein halbes Dutzend verschiedene Sprachen sprechen; denn Cleven ist eine polyglotte Stadt. Hier war das Ziel, das sich unsre Begleiter aus St. Gallen gesetzt hatten; die Trennung war nicht länger zu vermeiden. Sie kehrten wieder in die Schweiz zurück; wir drei aber, Glinz, der Engländer und ich, setzten am andern Morgen, Samstag (19. Juli), unsre Reise fort gegen den Comersee.

Im mündlichen Verkehr mit der Bevölkerung hielt es freilich schwer, sich verständlich zu machen; wir konnten nicht italienisch, und die Bewohner nicht deutsch. Niemand vermochte

uns daher rechte Auskunft zu geben. Ich versuchte lateinisch mit den Bauern zu sprechen, wobei ich etwas italienisierte, und zuletzt errieten sie wenigstens, was meine Meinung war. Wir kamenzeitig an den Landungsplatz und konnten bis zur Abfahrt noch bequem ein Frühstück einnehmen. Im Fördern waren die Wirths in Italien nicht zimpfer, und wer es unterließ, vor jeder Bestellung, die er bei dem Wirth an Speise und Trank machte, den Preis zu fixieren, konnte meistens auf überspannte Bechen zählen. So gieng es uns auch hier. Da wir bis zum letzten Augenblicke es unterlassen hatten, nach unsrer Beche zu fragen, präsentierte uns der Wirt eine unverschämte Rechnung. Wir nahmen Anstand, dieselbe zu bezahlen; allein da er uns drohte, er werde unsrer Gepäck zurückbehalten, und da es die höchste Zeit war, das Schiff zu besteigen, ließen wir die Presslerei über uns ergehen. Glinz mußte eines notwendigen Bedürfnisses wegen noch zurückbleiben, und als er an den Landungsplatz kam, waren wir schon abgefahren; so blieb er zurück. Ich sah noch, wie er zum Gestade rannte, wie er aber zu spät kam. Man hätte die Schiffleute um keinen Preis mehr zurückzukehren bewegen können. Er fand aber noch an demselben Morgen Gelegenheit, auf einem andern Dampfboot den See hinunter zu fahren. Wir machten eine entzückende Fahrt auf dem Comersee. Die Ufer sind erhöht, etwa wie die Rheinufer bei Stein oder die schweizerischen Ufer am Untersee: alles bewachsen mit Kastanienbäumen, Oliven und Reben. In der Mitte gabelt sich der See; ein Teil heißt Lago di Lecco; wir aber fuhren auf dem andern nach Como. Kurz vor diesem Ziele entzückte uns noch eine Villa auf dem linken Seeufer.

In Como konnten wir eine Stunde verweilen; dann bestiegen wir die Post, um nach Mailand zu gelangen. Von Cleven nach Mailand brauchten wir 18 Stunden, wovon 3 zu Fuß, 11 zu Schiff und 4 auf dem Postwagen. Ich war an Frau Reichmann, eine Base des Pfarrers Ludwig in Altnau,

von dem früher (Heft 37, Seite 118) die Rede gewesen ist, empfohlen. Ihr Mann besaß den ersten Gasthof in Mailand (jetzt Grande Bretagne et Reichmann) in der Via Torino. Es versteht sich, daß wir gute Aufnahme fanden. Die Wirtin erinnerte sich meiner noch sehr wohl und freute sich über meinen Besuch; denn sie war so sehr Schweizerin geblieben, daß sie fast lauter Dienstboten aus Graubünden hieß und ihre Kinder nur deutsch, und zwar den Bündner Dialekt, sprechen ließ. Es war für mich erquickend, unter dem italienischen Geplapper wieder einmal ein ehrliches Wort Deutsch zu hören. Wir waren nachts um 10 Uhr angelangt und waren bald heimisch in dem Hause. Frau Reichmann erzählte uns, der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen habe vierzehn Tage in ihrem Gasthöfe gewohnt, freilich ohne sie und ihren Mann nur eines Wortes zu würdigen. Erst am letzten Tage seiner Anwesenheit habe er ihnen Audienz gestattet und ihnen zum Abschied gesagt: „Zufrieden sein! Zu vergleichen wissen!“

Nun war ich mit dem Engländer allein; unsre Unterhaltung war nicht besonders lebhaft; er radebrechte das Französische und ich sprach es auch nicht geläufig. Andre Zungen, die uns zur Vermittlung unsrer Gedanken hätten dienen mögen, kannten wir beide nicht. Unsre nächste Aufgabe war nun schlafen zu gehen und des folgenden Tages auf Glinz zu warten. Jetzt fühlte ich, daß Italien wärmer ist als die Schweiz; denn ich konnte nachts ohne Decke schlafen.

Am andern Morgen blieb der Engländer auf seinem Zimmer; ich aber schrieb (es war am Sonntag den 20. Juli) den ersten Brief an meine Frau. Während ich schrieb, wurden die Glocken geläutet, aber nicht wie bei uns, wenn sie zur Kirche läden, sondern wenn sie stürmen. Man schlägt dort in Italien mit Klöpfeln an die Glocken, was auf die Länge sehr unangenehm tönt. Nach Vollendung wollte ich, da der Engländer nicht mitkommen möchte, einen Gang durch die Stadt machen zum

Dom und zur St. Ambroßiuskirche. Beim Abstieg mußte ich mich über die Pracht des Reichmann'schen Hotels wundern; der Speisesaal war wie eine Kirche, und den Hof umgaben Marmorsäulen. In der Straße, wo die St. Ambroßiuskirche stand, betrachtete ich etwa 7—8 Säulen, indem ich es als eine glückliche Regung meines Geschmacks empfand, daß ich diese Säulen ohne Führer und ohne Weisung als antike erkannte. Den ganzen Morgen pilgerte ich in den Straßen herum, ohne daß mir etwas Besonderes zustieß, ausgenommen die Polizei, von der man immer gefressen zu werden in Gefahr stand.

Erst beim Mittagessen traf ich wieder mit dem Engländer zusammen; er machte mir jetzt Vorwürfe, daß ich ihn nicht mitgenommen habe; allein er war ja zu bequem gewesen, einen Ausgang zu machen. Die Wirtin merkte, daß wir uneins waren. Da rief sie mich auf ihr Zimmer und lud mich und meinen Gefährten zu einer Fahrt in die Stadt ein. Wir fuhren also mit Frau Reichmann auf die belebteste Straße Mailands, den Corso, wo wir Gelegenheit hatten, die schöne Welt zu bewundern. Bald entdeckte der Engländer britische Landsleute und erlangte nicht, mich als Reverend vorzustellen. Diese Artigkeit versöhnte mich wieder mit ihm. Ohne dies waren wir beide Leidensgenossen durch den Umstand, daß wir kein Geld bei uns hatten, da Glinz die Kasse bei sich trug. Es handelte sich für uns also um die Frage: Wer soll Reisegeld beschaffen, falls Glinz gar nicht mehr mit uns zusammentrifft? Indessen war diese Sorge überflüssig; denn der vermißte Freund traf am gleichen Abend noch ein.

Am folgenden Tage (21. Juli) machten wir uns alle drei zur Besichtigung der Stadt auf, und zwar unter Begleitung eines Führers. Zuerst nahmen wir den Dom in Augenschein, dann die Gemäldesammlung in dem Palazzo di Brera, die mich nicht sonderlich befriedigte. Mehr interessierte mich die ambrosianische Bibliothek und besonders der Codex rescriptus

des Uſſilas,²¹³⁾ deſſen wenige Blätter in Palimpseſt-Schrift die Pauliniſchen Briefe enthalten und vom Grafen Caſtilione in gothiſchen Lettern veröffentlicht sind. Den berühmten Bibliothekar Angelo Mai bekam ich leider nicht zu Geſicht. Weiter betrachteten wir den großen Spital (Oſpedale Maggiore) mit ſeiner berühmten Façade. An der Westſeite der Stadt befand ſich ein ehemaliges Dominikanerkloſter mit der Kirche S. Maria delle Grazie. Beim Ausgang aus der Kirche kommt man durch den Thürbogen an der rechten Schmalſeite zur Thür mit der Aufſchrift: Custode del Cenacolo di Leonardo da Vinci, zum Saal, der einſt Refektorium des Kloſters war. Hier ist das berühmte Abendmal Lionardos da Vinci. Das Gemälde ist etwas abgeblaßt, aber noch ſchön. Ein Künstler kopierte es damals auf Bestellung nach Turin. Auch das Kastell auf dem Foro Buonaparte besichtigten wir, doch nur ſoweit wir durften, da die österreichiſche Besatzung fehr eifersüchtig die Neugier der Fremden einschränkte.

So brachten wir drei Tage zu. Dann berieten wir uns über anderweitige Reizeziele und entschloßen uns, nach Florenz zu reisen und hiefür einen Fuhrmann zu mieten. Herr Reichmann war uns beim Abschluß des Akkordes behülflich, indem er uns riet, den Rutscher unsre Beche bezahlen zu lassen. Es exiſtierten zwar, meinte er, überall Taxen für die Bewirtung von Gästen; allein es ſei bekannt, daß die Wirte, wenn ſie Fremde vor ſich hätten, diese Taxen gewöhnlich überforderten. So akkordierten wir mit dem Fuhrmann unter der Bedingung, daß er uns in einem zweispännigen Wagen führe und unsre Behrung bezahle. Als Route bestimmten wir den Weg über Lodi, Piacenza, Parma, Reggio, Bologna, von dort über die Apenninen nach Florenz. Tagesordnung follte ſein: Abfahrt um 4 Uhr morgens, Halt und Frühstück um 9 Uhr, nachher

²¹³⁾ Vgl. J. Grimm, Kl. Schriften Bd. 4, 125. 5, 203.

Siesta, dann Fortsetzung der Reise bis zu einem Ziele; um 6 Uhr morgens und 6 Uhr abends sollte ebenfalls ein kleiner Halt gemacht werden.

Am Abend des ersten Tages gelangten wir, nachdem bei Piacenza der Po überschritten worden, gen Parma. Es war eine prächtige Sommernacht. Die ganze Bevölkerung befand sich auf dem Marktplatz vor den hellerleuchteten Magazinen und Kaffeehäusern. Von Maria Luise, der Erkaiserin von Frankreich, nunmehriger Herzogin von Parma, bemerkten wir nichts. Des andern Tages gelangten wir nach Bologna, der alten, winkligen, man möchte sagen, verwitterten Stadt in der Emilia. Die beiden schiefen Thürme, Torre Asinelli und Torre Garisenda, erregten uns mehr bange Furcht als frohes Ergözen. Die Stadt liegt am Fuß und Abhang der Apenninen. Auf der Westseite derselben befindet sich der schöne Kirchhof Campo Santo, von dem aus man einen imposanten Anblick der Stadt genießt. In der Gemälde-Sammlung der Accademia delle belle arti sahen wir allerlei schöne Sachen. Plötzlich wurde ich gefesselt durch ein Gemälde der herrlichsten Art. Es war dargestellt eine Heilige mit der niedersinkenden kleinen Orgel, dem himmlischen Gesänge von sechs Engeln lauschend: alles in den drei Grundfarben mit den herrlichsten Kontrasten. Als ich mich erkundigte, was das für ein Bild sei, gab man mir, halb empört über meine Unwissenheit, zur Antwort: die hl. Cäcilie von Rafael. Ich habe seither mancherlei Kopien dieses Meisterwerks gesehen; aber sie erschienen mir gegen das Original als blöde Schatten einer brillanten Gestalt.

Am Abend fuhren wir von Bologna ab, das Thal der Savena hinan und übernachteten in einem einsamen Gasthause. Als ich einmal ins Freie hinaustrat, sah ich eine ziemlich große Zahl Menschen unter freiem Himmel liegen; ich meinte, es seien Lazzaroni und verspürte nicht wenig Angst bei diesem Anblick. Aber sie führten nichts Böses im Schilde. Folgenden Tages

gelangten wir in das Bergstädtchen Pietramala auf der Höhe der Apenninen; wir giengen ein paar Minuten vom Orte weg, um das berühmte fuoco di legno zu sehen. Aus einer Kalksteinmulde von der Größe einer Stube leuchtet ein Feuer von ungefähr $\frac{1}{2}$ Fuß hoch empor, indem es sich aus unzähligen Flämmchen bildet. Am Mittag des andern Tages kamen wir wiederum zu einem abgelegenen Gasthöfe. An der Tafel erschien ein Mädchen, welches uns immer aufforderte, die Feder zu schneiden, und welches sich besonders an den jungen Engländer machte. Nachher als wir Siesta hielten, hörten wir die lockende Sirene singen, und es ergab sich, daß es eine Dirne war. Am folgenden Tage (28. Juli) gelangten wir endlich wohlbehalten nach Florenz.

Diese Stadt ist prächtig gelegen; der Fluß Arno trennt sie in zwei Theile, wie die Limmat die Stadt Zürich. In unserm Gasthof, der inmitten der Stadt lag, hatten Glinz und ich ein gemeinschaftliches Zimmer und der Engländer, wie gewöhnlich, ein besondres. Er machte in Florenz sehr bald Bekanntschaft mit Landsleuten. Wir besahen und besuchten den Palazzo degli Uffizi und dessen berühmte Gemäldegallerie. Hier trafen wir eine sehr praktische Einrichtung; die Hauptgemälde von den ausgezeichneten Meistern, Tizian, Rafael, Bartolommeo u. a. befanden sich in einem besondern Saale (la Tribuna). Da stand ein runder Tisch und rings herum 12 Sessel. Jeder Beschauer blieb auf seinem Sessel, bis der Nachbar den seinigen verließ; dann rückte man nach. Diese Runde dauerte ungefähr eine Stunde. Während der sechs Tage unsers Aufenthalts in Florenz besuchten wir diesen Saal täglich mit steigendem Interesse. Zwischen 11 und 12 wurden auch die übrigen Säale geöffnet. Man hatte aber nicht viel Zeit zur Besichtigung; außerdem waren da immer Maler, welche das eine oder andre Bild kopierten. Eine andre Sehenswürdigkeit war für uns der Dom (S. Maria del Fiore), ein prachtvolles Gebäude, dessen Turm von der

Kirche selbst gesondert steht. Wir sahen auch die St. Lorenzo-Kirche mit der Kapelle, in welcher die Grabmäler der Mediceer sich befinden; diese sprachen mich aber nicht besonders an. In der Via Ricasoli besahen wir die Akademie der schönen Künste, worin man die Kunst historisch von den Anfängen bis auf die neueste Zeit verfolgen kann. Dreimal waren wir auch jenseit des Arno in dem Palazzo Pitti, welcher ebenfalls eine sehenswerte Gemäldegallerie enthält. Wir machten auch öfter Spaziergänge in die Umgegend und erfreuten uns an den schönen Aussichten. Nun wären für mich nur noch die Bibliotheken mit ihren altdeutschen Handschriften zu besuchen gewesen; allein dazu hätte es mehr Zeit bedurft, und der Gewinn wäre vielleicht so gering ausgefallen, daß ich nicht einmal einen Versuch wagen möchte.

In den ersten Tagen unsres Aufenthaltes in Florenz war ich etwas unwohl; wir hatten von Mailand bis Bologna eine ungeheure Hitze ausgestanden, waren auch zwei Nächte hindurch ununterbrochen gefahren und hatten überall nur schlechtes Wasser zu trinken bekommen. Außerdem mochte ich mich auch ein wenig erkältet haben. Kurz, ich bekam zwei Tage lang Kopfschmerzen, fühlte mich sehr müde, hatte keinen Appetit und konnte nicht mehr gut schlafen. Ich gieng zu einem Zuckerbäcker aus dem Engadin und ließ mir Cremor tartari geben; allein es half nichts. Frau Reichmann in Mailand hatte mir geraten, ausschließlich italienischen Rotwein zu genießen; aber gerade der bekam meiner nordischen Natur nicht gut. Da nahm ich Mandelmilch, die man mir anriet, hielt gute Diät und lief gleichwohl immer herum. Das bekam mir gut, und mein Unwohlsein besserte sich. Mittlerweile machte uns der Engländer mit den ihm bekannt gewordenen britischen Landsleuten vertraut, und wir vereinigten uns zu einem gemeinsamen Mittagessen, wo wir französische Küche mit delikaten Weinen genossen.

Von all den bisher erlebten Herrlichkeiten Italiens waren wir so bezaubert, daß wir gute Lust empfanden, auch Rom zu

sehen; waren wir doch so nahe bei der ewigen Stadt, daß wir in zwei Tagen mit der Post hätten hinfahren können. Wir hatten auch schon bei einem uns empfohlenen Kaufmann 300 Zehnern entlehnt, da unsre Mittel für ein solches Ziel nicht mehr hinreichten. Aber auf einmal überfiel mich ein starkes Heimweh, und ich drängte zur Rückreise. Glinz wollte zwar durchaus nichts davon wissen; da aber auch der Engländer Lust zur Umkehr bezeugte, so bildeten wir die Mehrheit, und er gab endlich nach. Wir waren vom Montag bis Samstag (28. Juli bis 2. Aug.) in Florenz geblieben, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Jetzt gedachten wir unsre Heimreise über Livorno nach Genua zu machen und rechneten, ungefähr am 10. August wieder in Mailand zu sein.

Von Florenz fuhren wir früh morgens mit unserm Fuhrmann ab; mit der Reise nach Rom war es also nichts geworden. Viel Schönes hatten wir gesehen, aber auch eine Schattenseite, die entsetzliche Schweinerei, von der man sich auf deutscher Erde keine Vorstellung macht. In Mailand gieng es noch an; aber in Florenz war es unterm Strich mit der Unreinlichkeit. Nur ein Beispiel. Bei dem Dome war der Winkel zwischen Kirche und Turm ein wahrer Abtritt für Männer und — Weiber und zwar ein unverhüllter Abtritt. Die Kirchen, die Paläste, die Privathäuser: alle haben dasselbe Schicksal. Man stellt sich an die erste beste Mauer oder kauert sich in den ersten besten Winkel, um seine Notdurft zu verrichten. Ich begriff es auch, wie es war. Die geheimen Gemächer in den Häusern waren so abscheulich traktiert, daß einem Hören und Sehen vergieng.

Die Bauern in der Umgegend litten unter der Trockenheit; denn seit 7 Wochen hatte es nicht mehr geregnet; auf den Landstraßen war ein entsetzlicher Staub, so daß alle Äcker und Bäume neben denselben weiß wie mit Mehl besprengt aussahen. Wenn unsre Pflanzen in der Schweiz solche Trockenheit aushalten müßten, so würden sie verdorren; aber die Ölbäume, Lorbeer, Lorbeer-

Maulbeeren, Zypressen, Melonen, Reben u. s. w. gedeihen gerade in dieser Trockenheit. Uebrigens möchte ich nicht sagen, daß die italienischen Bäume einen viel angenehmeren Anblick gewährten als die thurgauischen; so groß wie die unsrigen sind sie bei weitem nicht, haben auch nicht dasselbe Grün; denn der Ölbaum ist gelblich, die Zypresse dunkel. Auch die Gärten sind nicht so blumenreich wie die unsrigen; wenn einige Schattengänge und einige Bildsäulen sich darin befinden, so gibt man sich mit wenigen Blumen zufrieden. Die Geranien sind nicht so schön wie bei uns. Die Melonen wachsen im Freien und werden täglich zu Tausenden verspeist. Wenn der Italiener nur ein Stück Melone hat, so ist er selig. Mir schmeckten sie nicht; sie bekamen auch meinem Magen nicht gut. Trauben konnten wir in dieser Jahreszeit schon die Menge verspeisen.

Nichts Schöneres kann man sich aber denken als die Art, wie die Reben in Italien gepflanzt werden. Man setzt sie neben einen Baum und zieht sie dem Baumstamm entlang. Wenn sie dann lange Schosse getrieben haben, so werden diese Schosse an den nächsten Baum hinübergespant, so daß auf diese Weise 20, 40, 100 Bäume reihenweise hintereinander stehen und alle wie durch Guirlanden mit einander verbunden sind. Wenn auf diese Weise 30—40 Baumreihen nebeneinander stehen, so weiß man nicht, ob es ein Garten oder eine Wildnis oder eine Spielerei sein soll. Bei der Weinlese bedient man sich der Leitern, großer Säcke und handlicher Haken wie bei uns, wenn man Birnen oder Kirschen pflückt. Der Wein soll auf eine sehr unreinliche Weise gemacht werden; auch lasse man ihn so lange in offnen Gefäßen stehen, bis er vergohren hat und fast alle feine Blume davon entflohen ist.

Die Stadt Livorno gewährte uns einen andern Anblick als die bisher gesehenen Plätze; es ist vorzugsweise eine Handelsstadt, von neuer Bauart; daher auch keine historischen Denkmäler, sondern große Magazine. Da sahen wir eine Menge

Völks aus allen abendländischen Nationen, aber auch Türken, Mauren und Neger. Eine Hauptmerkwürdigkeit für uns war der Hafen. Wir bestiegen ein österreichisches Kriegsschiff, begrißen aber nicht viel davon. Endlich fuhren wir in einem Kahne ins Meer hinaus, soweit wir auf den Grund sehen konnten. Meine Gefährten nahmen ein Seebad; ich aber enthielt mich desselben.

Am Abend reisten wir von Livorno gen Pisa. Die Umgegend von Livorno ist ganz flach, zum Teil auch kahl, jedenfalls prosaisch. Das Einzige, was befriedigt, ist der Ausblick aufs Meer. In der Ferne zeigte man einen Punkt, der die Insel Elba gewesen sein soll; ich konnte ihn aber nicht wahrnehmen. Der Weg nach Pisa gieng durch eine sumpfige Ebene. Diese ist erst seit dreihundert Jahren gebildet worden; früher war dies der Hafen der Stadt. Pisa machte uns den Eindruck einer welt gewordenen Schönheit. Es liefen uns von allen Seiten Buben und Bettler nach, die uns das Gepäck tragen wollten; namentlich vor dem Gasthof wurden wir förmlich von ihnen belagert; jeder wollte ein Stück unserer Effekten tragen. Allein wir hatten wenig Gepäck und konnten es selbst befördern. Als wir bei einbrechender Nacht in den Straßen herumwandelten, reckten sich uns wieder von allen Seiten bettelnde Hände entgegen. Ein solcher Spaziergang war lästig, und wir kehrten deshalb bald in unsre Herberge zurück. Des andern Morgens versuchten wir neuerdings einen Ausgang zu machen. Die Universität hatte Ferien; darum war von Studenten nichts zu sehen. Wir begaben uns zum Dom und zum Campo santo ganz im Norden der Stadt; dies ist ein Friedhof, der einen würdevollen Anblick bietet. Er ist von einer Ringmauer umgeben, an der sich Hallen befinden, welche mit Gemälden im großen Styl bedeckt sind. Natürlich wollten wir auch den schiefen Thurm (il Campanile) sehen, jenes kolossale $54 \frac{1}{2}$ Meter hohe Marmorgebäude aus dem 12. Jahrhundert, von dem man

eine lohnende Aussicht sowohl über die Stadt als aufs Meer hinaus genießt.

In Piña blieben wir nur eine Nacht und den folgenden Vormittag. Als dann reisten wir ab und fuhren abends auf der Straße längs des ligurischen Meeres in der Richtung nach Genua. Wir übernachteten unterwegs in einem großen Gasthofe unmittelbar am Meere. Am Thore war eine Marmortafel, worauf geschrieben stand, der russische Kaiser Nikolaus habe dort logiert. Die ganze Nacht konnte ich kein Auge schließen; denn ich hörte immer den donnerähnlichen Anprall der Meereswogen an den Uferdamm. Den andern Tag setzten wir unsre Reise fort. Unser Lohnkutscher schlug die gerade Straße durch eine Art Thal längs des Meeres ein; es war eine trostlose Gegend; man sah nichts als den kahlen weißgelben Boden, und so giengs mehrere Stunden lang. Ich versuchte zu schlafen; aber als ich aufwachte, sah ich immer noch das gleiche öde Thal. Auf einmal aber gelangten wir über eine Anhöhe und sahen dann die Stadt Spezia vor uns. Dieselbe liegt reizend in einer Bucht, umgeben von Weinbergen und Obstbaumgärten, wie man nichts Schöneres sehen kann. Auch der Hafen nimmt sich sehr gut aus, so daß mir der Gedanke kam: Wenn ich einmal alt werden will, werde ich mich hier bergen. Von Spezia brach unser Betturino am gleichen Nachmittag auf, fuhr dann durch ein Tunnel, und so bekamen wir endlich Genua zu Gesicht, das in einer prachtvollen Lage sich befindet.

Aber kein Glück ist ohne Unfall. Wie wir so langsam gegen Genua einfuhren, auf beiden Seiten Gehänge der schönsten Trauben, Zitronen und Pomeranzen, Eichen, Feigen- und andere Bäume, und dann zuletzt in die Vorstadt einlenkten: krach, brach uns der Wagen und fiel zu Boden! Eine Menge Leute umstanden uns, besonders aber Bettler, die unser Gepäck tragen wollten. Unser Fuhrmann hatte jetzt vollaus mit sich und seinem Misgeschick zu schaffen; wir warteten wohl einige Zeit, bis seine

Angelegenheit geordnet wären; endlich setzten wir unsern Weg allein vorwärts. Das ganze Heer der facchini lief uns nach. Aber wir hegten Bedenken, ihnen unsre Sachen anzuvertrauen, da sie leicht hätten damit durchgehen können, und wollten unsre Effekten lieber selbst tragen. Da riefen sie uns spöttisch nach: facchini! facchini! Zuletzt kam auch unser unglückliche Betturino nach und geleitete uns zu unserm Gasthöfe.

Genua hat schmale Gassen, besonders in der Nähe des Hafens. Da nun aber die Häuser ungeheuer hoch sind, so kann es sich treffen, daß in eine solche Gasse das ganze Jahr hindurch kein Sonnenstrahl fällt. Der Hafen ist sehr ausgedehnt und bildet gleichsam eine Schiffsstadt, so groß war die Zahl der Fahrzeuge, die sich da befanden. Wir besahen uns den Dogenpalast, der nach einer Feuersbrunst 1777 von dem Schweizer Simone Cantoni fast völlig erneut worden ist. Sonst bemerkten wir keine sonderlich ausgezeichneten Gebäude als etwa noch die Kirche S. Annunziata, einen Bau aus der späteren Renaissance mit vielen Säulen; in dieser Kirche kann man außer den tüchtigen Fresken der Brüder Carloni einige schöne Gemälde sehen. Wir stiegen wohl auch etwas bergauf zur Anhöhe, um einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen, der dann wirklich alle unsre Erwartungen übertrat. Im Gasthof fanden wir einen freundlichen Kellner, der auch in der Schweiz war und uns allerlei Wegeleitung geben wollte. Glinz hatte durch das Meerbad, das er in Livorno genommen, einen Hautausschlag an den Armen bekommen, den er durch Abwaschen mit kölnischem Wasser wieder entfernte. Ich kaufte bei einem Hrn. Schläpfer aus Speicher, der in Genua ein großes Geschäft hatte, ein schwarzes Seidenkleid für meine Frau und ein paar Türkelpantoffeln, die ich noch besitze.

Wir übernachteten nur einmal in Genua; dann setzten wir unsre Reise fort und zwar direkt nach dem Langensee, Mailand rechts liegen lassend. Unser bisherige Fuhrmann konnte uns

aber nicht weiter führen wegen des erlittenen Unfalls; wir mußten also einen andern mieten. Früh morgens fuhren wir die Höhe hinan. Die Straße schlängelt sich hin und her, bis man oben angekommen ist. Dort war eine Zollstätte, bei welcher wir angehalten wurden. An der Wand befanden sich allerlei Inschriften mit Stoßseufzern von Wanderern, denen der Weg langweilig vorgekommen war. Einer hatte sich in einem Verse versucht, von dem mir nur noch ein Stück im Gedächtnis geblieben ist:

in gyrum vehimur

Wir wichen Alessandria auf unserm Wege aus und gelangten nach Novara, wo wir übernachteten. Zufällig geriet ich in unserm Gasthause einmal an die Thüre zur Küche, und als ich sie öffnete, da bemerkte ich denn freilich Dinge, die mir nicht einleuchten wollten. Der Koch war daran, eine Rotelette zu präparieren; in dem Augenblicke entfiel sie ihm aus der Hand auf den Boden; aber dieser Fußboden war nichts minder als so sauber wie bei uns in den Küchen; es war ein kotiger Lehmboden. Man kann sich denken, welches Gefühl mich bei diesem Anblick übernahm. Indessen ist Hunger der beste Koch und überwindet selbst den Ekel. Wir sehen zum Glück auch nicht alles, was in unsern Gasthofküchen vor sich geht.

Mit unserm Fuhrmann hatten wir Abrede getroffen, daß wir selbst bezahlen wollten. Als wir nun auf unsrer Weiterreise von Novara gegen Mittag auf ein Dorf kamen, hätten wir gerne etwas gegessen. Wir verlangten Suppe; aber der Wirt verstand uns nicht, und als wir ihm unsern Wunsch deutlicher zu erklären suchten, brachte er uns eine unschmacchafte Fleischbrühe. „Was haben Sie noch weiter?“ fragten wir, als diese sogenannte Suppe verzehrt war. „Welschen Hahn“, war die Antwort. „Was kostet er?“ „Acht bis zehn Lire“. Aber das war uns zu teuer; wir fiengen daher an zu markten und steigerten den Preis herunter bis zu einem Drittel des geforderten Preises.

Auf solche Weise gelangten wir nach Arona, einem freundlichen Städtchen am Langensee. Eine halbe Stunde davon befindet sich auf einem Hügel das Standbild des Carlo Borromeo, etwa 24 Meter hoch über dem 15 Meter sich erhebenden Piedestal. Die Glieder sind aus gegossenem Erz, der Rumpf aber aus dicken Kupferplatten, die im Innern durch eiserne Stangen zusammengehalten werden. Man steigt auf einer Leiter in den Rücken der Statue und dann in den Kopf; durch die $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten Augen kann man die ganze Gegend, besonders den Langensee überschauen. Wir kletterten aber nicht empor; wir waren von allem Bisherigen übersättigt und ermattet. Das Dampfschiff nahm uns nun auf und führte uns neben den borromäischen Inseln vorbei auf vaterländischen Boden. Wir landeten zu Magadino im Kanton Tessin, gegenüber von Locarno. Von dort kamen wir nach Bellinzona, wo wir zu Mittag speisten.

Unsre Absicht war nun, über den St. Gotthard nach Hause zu kehren; wir setzten also von Bellinzona aus unsern Weg thalaufwärts weiter zu Fuß. Als wir bei Biasca an die Stelle kamen, wo die Straße sich gabelt, entstand ein kleiner Streit zwischen uns. Ich wollte links, die andern rechts. Ich behauptete, wir müßten uns an den Tessin halten, und ich hatte recht, wie die Folgen bald lehrten. Ich mußte nämlich der Mehrheit folgen und rechts gehen. Als wir zum nächsten Orte kamen, hieß er nicht, wie wir erwartet hatten, Giornico, sondern Malvaglia. Aber die „Reputation“ ließ eine Besserung des gemachten Fehlers nicht zu, und wir marschierten weiter nach Aquarossa. Nun erfuhren wir authentisch, daß wir richtig ins Blenio-, statt ins Livinerthal hineingeraten waren. Was sollten wir nun thun? Ueber den Luckmanier gedachten wir nicht zu steigen, sondern über den Gotthard. Mithin blieb uns nichts andres übrig, als über den Berg nach Faido zu gehn. Ein freundlicher Mann, es war ein Oberst, dessen Namen ich vergessen habe, nahm uns auf, gab uns ein Abendessen und ver-

schaffte uns einen Führer. Dieser trug meinen Rock, ließ aber meine Brieftasche unterwegs herausfallen und damit alle meine Notizen über die Reise, die Andenken an Italien und die wenigen Briefe, die ich von Hause erhalten hatte. Darum ist meine Reisebeschreibung, die ich hier nach fünfzig Jahren mündlich aus dem Gedächtnis mache, etwas lückenhaft und mager ausgefallen. So kamen wir nach Faido tief in der Nacht und sehr ermüdet; denn wir hatten den ganzen Weg und Umweg vom Längensee ab in einem Tage gemacht. Am Morgen früh brachen wir auf und marschierten auf unsrer Straße weiter. Eine Viertelstunde hinter Faido bemerkte ich, daß mir meine Uhr fehlte, lief also eiligst zurück und fand sie glücklicherweise noch in meinem Bette. Die andern warteten unterdessen auf mich; aber als ich wieder ankam, ließen sie mich nicht ausschnauen, sondern drängten sogleich vorwärts. Der Weg durch das Livinerthal hinauf ist ungemein öde. Das Flußbett ist zwar breit, aber der Tessin kaum so stark als die Thur. Die Hütten im Thale boten einen höchst armeligen Anblick.

Airolo war mit Ausnahme des Gasthofes, in welchem wir abstiegen, um zu frühstücken, damals ein ärmliches Bergdorf mit Schindeldächern, die mit schweren Steinen belastet waren. Man rechnete die Entfernung von hier bis auf das Gotthardhospiz auf 3 Stunden. In großer Hitze des Tages stiegen wir aufwärts, nicht ohne große Mühe; hie und da gestatteten wir uns noch einen Rückblick gegen Italien. Schweißgebadet kamen wir endlich ins Hospital an. Wir hatten eine einsame Hochebene vor uns, aus der sich verschiedene Bergkegel wie Pyramiden emporhoben; alles aber war kahl und öde. Wir hatten unsre Tornister in Bellinz auf die Post gegeben und sie über Chur nach St. Gallen geschickt. Zum Glück hatte ich ein Hemde herausgenommen und in die Tasche gesteckt. Der Engländer, der tropfnäß war vor Schweiß, fühlte sich lüstern nach meinem Hemde und bot mir eine Guinee für dieses Kleinod; aber ich gab es

ihm nicht, sondern benützte es nun selbst. Wir konnten hier oben gut schlafen. Am Morgen sahen wir uns die Gegend und namentlich auch die drei kleinen Seen samt der Wasser scheide zwischen der Reuß und dem Tessin. Es war ein feier licher Augenblick, als wir diese Mark des Nordlandes und Süd landes vor uns sahen.

Gegen Mittag brachen wir auf über Realp nach Andermatt. Dort hatten wir die Ehre, mit dem päpstlichen Nuntius das Mittagsmahl zu halten. Er war ein schöner Mann. Er hielt uns einen Sermon, daß wir nicht von Florenz nach Rom gegangen seien. Am Nachmittag wanderten wir durch das Urner loch und über die Teufelsbrücke. Der Kammerdiener des Nuntius begleitete uns bis dorthin, weil er diese Merkwürdigkeiten auch sehen wollte. Er schrie und jammerte voll Schrecken über die kolossale Höhe des Abgrundes, und wir mußten ihn wieder zurückbegleiten. Die Straße war hübsch breit, durch die Göschchen etwas schauerlich, da die Reuß dort durch lautes Rauschen sich bemerkbar macht. In Wäsen blieben wir für diesmal; da fanden wir wieder schweizerische Küche. Am andern Morgen kamen wir nach Flüelen, fuhren zu Schiff nach Brunnen und giengen von da über Schwyz nach Einsiedeln. Da hörten wir zum ersten Mal wieder ein schönes Geläute. In ganz Italien hatten wir nie harmonische Glockentöne vernommen, sondern nur das greuliche Gebimmel des Maschinengeläutes, wie es auch in Holland üblich sein soll.

Bei Steinen überfiel uns ein Gewitter, und ich konnte zum ersten Male auf der ganzen Reise den Regenschirm brauchen. Meine Begleiter hatten dieses nützliche Instrument nicht bei sich; der Engländer machte sich darum an mich heran, um den meinigen mit mir zu teilen, beziehungsweise ganz für sich in Anspruch zu nehmen; da ich dies aber nicht leiden möchte, lief er Glinzen nach, der vorausgeeilt war, um irgendwo Schutz zu suchen vor dem Unwetter. Beim Rothenthurm trat ich in das

Wirtshaus des Herrn Styrger. Da sah ich zwei Männer in fremder Kleidung; es waren Glinz und der Engländer, die sich hatten umkleiden müssen. Wir wurden gut logiert; der Wirt zeigte uns einige Bücher, darunter den eben erst erschienenen ersten Band von Dalps Burgen der Schweiz. Dem Engländer zeigte man die Artikel über die thurgauischen Burgen mit der Unterschrift J. A. Pupikofer. Er wollte es durchaus nicht glauben, daß ich der Verfasser sei, und die andern hatten die größte Mühe, ihn davon zu überzeugen. Von diesem Augenblicke an faßte er einen ungeheuren Respekt für mich. Von dort reisten wir zur March, dann über den Zürchersee nach Schmerikon und Uznach, und von dort stiegen wir über den Hummelwald in das Tockenburg, zogen über Wattwyl, Lichtensteig nach Goßau. Dort trennten wir uns; ich eilte beflügelten Schrittes nach Hause und kam abends halb 9 Uhr an.

Es war Samstag den 9. August; glücklicherweise war für den andern Tag ein Prediger bestellt, so daß ich mich ohne Sorgen der Ruhe überlassen konnte. Die Kinder waren schon zu Bett gegangen; sie hatten während meiner Reise den Keuchhusten überstanden. Meine Frau war ziemlich in Ängsten gewesen, weil sie außer von Mailand und Florenz keinerlei Nachrichten von mir erhalten hatte. Erst am andern Morgen hieß es: „Papa ist da! Papa ist da!“ Bald kam auch das Gepräck an von St. Gallen. Mein Leben lang freute mich diese Reise.

(Fortschzung folgt.)